

Günther Kronenbitter

„Krieg im Frieden“

Studien zur Internationalen Geschichte

Herausgegeben von Wilfried Loth
und Anselm Doering-Manteuffel,
Jost Dülffer und Jürgen Osterhammel

Band 13

Günther Kronenbitter

„Krieg im Frieden“

Die Führung der k.u.k. Armee und die Großmachtpolitik
Österreichs-Ungarns 1906–1914

R. Oldenbourg Verlag München 2003

Gedruckt mit Unterstützung des Förderungs- und Beihilfefonds Wissenschaft der VG Wort

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

1. Nachdruck 2013

© 2003 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München
Internet: <http://www.oldenbourg.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und die Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlagbild: Kaisermanöver Veszprem 1908 (2. v.l., mit heller Uniformjacke: Franz Ferdinand; 3. v.r., mit Karte: Franz Conrad v. Hötzendorf)
Bildquelle: Österreichisches Staatsarchiv Wien
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht).
Gesamtherstellung: R. Oldenbourg Graphische Betriebe Druckerei GmbH,
Kirchheim b. München

ISBN 978-3-486-56700-7

eISBN 978-3-486-71374-9

Inhalt

Vorwort	VII
Einleitung	1
<i>Teil A: Kriegsvorbereitung – Ideal und Realität.</i>	15
Kapitel I: Militärelite in der Krise.	17
1. Rekrutierung: „Tornisterkinder“ unter sich.	17
2. Sozialisation: Der Weg in den Generalstab.	34
3. Karrieren mit Knick: Zwischen Kaiserhof und Thronfolger ...	58
Kapitel II: Vorgestellte Kriege	79
1. Einübung: Erfahrung und Simulation.	79
2. Planung: Operationen und Kriegsvorbereitungen.	100
3. Sinnstiftung: Begründungsstrategien.	121
Kapitel III: Ressourcen.	145
1. Rüstungspolitik im Dualismus: Ungarn und die Wehrreform ..	145
2. Wahl der Waffen: Schwerpunkte der Materialrüstung.	179
3. Widersprüche und Aushilfen: Militarismus und Militarisation	197
Kapitel IV: Internationale Verbindungen	233
1. Nachrichtendienst: Offensichtliches und Geheimes	233
2. Militärattachés: Diplomaten des Generalstabs	248
3. Bündnispartner Deutschland: Besondere Beziehungen.	277
<i>Teil B: Vom „Krieg im Frieden“ zum Weltkrieg.</i>	315
Kapitel I: Versäumter Krieg.	317
1. 1906–1908: Neuer Kurs und alte Feinde.	317
2. Annexionskrise 1908/09: Sieg ohne Krieg.	334
3. 1909–1911: Enttäuschung und Konflikt	357

Kapitel II: Unsicherer Frieden	369
1. Überrumpelt: Der Ausbruch des Ersten Balkankrieges 1912 ...	369
2. Winterkrise 1912/13: Konfrontation und Kompromiß	389
3. Politik der Drohungen 1913: Isolierung und Militanz	414
Kapitel III: Entschiedenes Handeln	429
1. Strategischer Engpaß 1913/14: Zwischen Resignation und Aggression	429
2. Revanche: Die Herbeiführung des Serbienkrieges	455
3. Va banque: Der Weg in den Weltkrieg	487
Ausblick	521
Anhang	531
1. Abkürzungen	531
2. Quellen- und Literaturverzeichnis	533
3. Tabellen	563
4. Karten	570
5. Personenregister	574

Vorwort

Je dicker die Publikation ist, desto kühner scheint die Hoffnung auf Leser. Allein der Umfang meines Buches verlangt daher nach einer Begründung. Die vielen Seiten, auf denen die Untersuchung ausgebreitet wird, sind nicht nur ein Tribut an die Erfordernisse einer politikgeschichtlichen Darstellung, in der die Perspektive der Handelnden auf die Ereignisse von zentraler Bedeutung ist. Auch dem Bemühen, die Militärelite Österreich-Ungarns als kollektiven Akteur möglichst facettenreich und anschaulich zu zeichnen, ist der Umfang des Buches geschuldet. Immer wieder habe ich die Erfahrung gemacht, daß in Deutschland die Geschichte der Habsburgermonarchie selbst unter Historikern oft nur in sehr groben Zügen bekannt ist, und die Lebenswelt der Offiziere der k.u.k. Armee wird für manchen Leser fremd und auf den ersten Blick schwer zugänglich sein. Es ist mir wichtig, daß meine Argumentation auch ohne besondere Vorkenntnisse der Habsburgermonarchie und der k.u.k. Armee nachvollziehbar ist. Möglichst „selbsttragend“ soll der Text sein, und der erste Teil (A) hat daher auch die Aufgabe, jene Informationen zu liefern, ohne die der zweite Teil (B) für viele Leser nicht oder nur unter Zuhilfenahme anderer Darstellungen verständlich sein würde. Die Hauptaufgabe von Teil A ist es allerdings, jene Bedingungen zu klären, unter denen die Mitglieder der Armeeführung Österreich-Ungarns die Großmachtspolitik der Habsburgermonarchie wahrnahmen und zu beeinflussen versuchten. Im Teil B wird die Entwicklung der Jahre von 1906 bis zum Ende der Julikrise chronologisch dargestellt. Da eine direkte Ableitung von Ereignissen aus Strukturen nicht möglich ist, wäre es falsch, die Eigendynamik komplexer, zeitlich verdichteter Handlungsketten zu unterschlagen. Das beansprucht Platz, und es bleibt dem Leser überlassen, ob er nur einzelne Teile oder – was ich hoffe – das ganze Buch zur Kenntnis nehmen will.

Ein Vorwort bietet dem Verfasser die willkommene Gelegenheit, öffentlich jenen zu danken, deren Unterstützung die Entstehung des Buches erst ermöglicht hat. Andererseits ist die auch nur annähernd vollständige Auflistung aller, die durch Rat, Tat und Aufmunterung geholfen haben, weder möglich noch notwendig. Diejenigen, die gemeint sind, wissen darum. Trotzdem möchte ich einen ausdrücklichen Dank an Personen und Institutionen richten, die zur Entstehung dieses Buches ganz entscheidend beigetragen haben, das auf der 2001 von der Philologisch-Historischen Fakultät der Universität Augsburg angenommenen Habilitationsschrift beruht. Aufmerksam machte mich auf das Themenfeld Prof. Dr. Stig Förster, während mir zunächst Prof. Dr. Josef Becker und dann Prof. Dr. Andreas Wirsching als Inhaber des Lehrstuhls

für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Augsburg die Arbeit an meinem Habilitationsprojekt ermöglichten. Ein einjähriges Feodor-Lynen-Stipendium der Alexander von Humboldt Stiftung trug zum erfolgreichen Abschluß des Projekts bei. Dank schulde ich auch meinem Gastgeber als Feodor-Lynen-Stipendiat an der Universität Salzburg, Prof. Dr. Josef Ehmer, und Dr. Auguste Jedina-Palombini. Prof. Dr. Holger Afflerbach, Prof. Dr. Jürgen Angelow, Prof. Dr. Konrad Canis, Prof. Dr. István Deák, Prof. Dr. Holger Herwig, Prof. Dr. Lothar Höbelt, Prof. Dr. Franz Knipping und Universitätsdozent Dr. Erwin Schmidl verdanke ich viele Anregungen und Hinweise während der Entstehung der Habilitationsschrift. Im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes gab mir Dr. Maria Keipert den Hinweis auf den bis dahin noch nicht ausgewerteten Bestand des deutschen Militärattachés in Wien. Namentlich erwähnen möchte ich aus der großen Zahl der Archivare des Österreichischen Staatsarchivs in Wien, die mir die wichtigsten Quellenbestände, auf denen dieses Buch basiert, zugänglich machten, drei, denen ich mich ganz besonders verpflichtet weiß: Karl Rossa stillte ohne erkennbare Zeichen des Verdrusses meinen Aktenhunger; durch Hofrat Dr. Peter Broucek kam ich in den Genuß von zahlreichen Hinweisen auf Archivquellen, insbesondere auf einzelne Nachlässe in der von ihm aufgebauten Sammlung; und Dr. Rudolf Jeřábek bin ich mehrfachen Dank schuldig, stellte er mir doch nicht nur seine Transkriptionen der in Gabelsberger-Kurzschrift geschriebenen Putz-Tagebücher zur Verfügung, sondern war auch bereit, das Manuskript kritisch durchzusehen und durch Verbesserungsvorschläge die Entstehung dieses Buches zu unterstützen. Auf dem Weg zum Manuskript der Habilitationsschrift und schließlich zum Buch halfen mir die Korrekturen von Gertrud Rehm, Silvia Reißner-Jenne, Doris Seehuber und Stefan Hoffmann. Den Gutachtern der Habilitationsschrift, Professor Becker, Prof. Dr. Johannes Burkhardt, Professor Förster, Professor Herwig und Professor Wirsching, danke ich für ihr Urteil, Prof. Dr. Winfried Loth, Prof. Dr. Anselm Doering-Manteuffel, Prof. Dr. Jost Dülffer und Prof. Dr. Jürgen Osterhammel für die Aufnahme meines Buches in die von ihnen herausgegebene Reihe „Studien zur Internationalen Geschichte“ und der VG Wort für die Bewilligung des Druckkostenzuschusses.

St. Gilgen, im August 2003

Einleitung

Der Erste Weltkrieg spielt in Deutschland, anders als etwa in Frankreich oder Großbritannien, im öffentlichen Geschichtsbewußtsein nur eine Nebenrolle. Der „Große Krieg“, das ist für die Deutschen der Zweite Weltkrieg. Ihm fielen nicht nur wesentlich mehr Menschen zum Opfer, er betraf Zivilisten in einem Maß, wie es innerhalb Europas seit Jahrhunderten nicht mehr geschehen war. Die Verschränkung von Krieg und Vernichtungspolitik hat dafür gesorgt, daß die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus – das zentrale geschichtspolitische Thema der deutschen Gesellschaft – die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg einschließt. Das Geschehen der Jahre 1914 bis 1918 erscheint dagegen als Teil einer abgeschlossenen Epoche und wird deswegen weitgehend den Historikern überlassen. Die Geschichtswissenschaft hat anhand des Ersten Weltkrieges die Bearbeitung militärhistorischer Themenfelder des 20. Jahrhunderts mit den Instrumenten der Alltags-, Mentalitäts- und Kulturgeschichte erprobt.¹ In dieser Ergänzung der bereits seit längerem genutzten Ansätze der Politik- sowie der Wirtschafts- und Sozialgeschichte zeichnen sich hier die Umrisse einer „Neuen Militärgeschichte“ des Ersten Weltkrieges ab, die sich gegenüber der Methodendiskussion des Gesamtfaches bewußt öffnet.² Ob dies zu einer vollständigen Integration militärgeschichtlicher Forschung zum 19. und 20. Jahrhundert in den Arbeitsbereich der Neueren Geschichte bzw. der Zeitgeschichte führen wird oder ob sich rund um die Ausarbeitung einer trennscharfen Analyse des Phänomens „Krieg“ eine spezifische Fragestellung der Militärgeschichte entwickeln wird, ist zur Zeit noch nicht auszumachen. Unübersehbar ist aber, daß eine im genannten Sinne modernisierte bzw. postmodernisierte Geschichte des Ersten Weltkrieges sich in den letzten Jahren einer spürbaren innerwissenschaftlichen Konjunktur erfreuen konnte.³

¹ Als Überblick dazu: Wolfgang Michalka (Hg.), *Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse*, München u. Zürich 1994.

² Die Bandbreite der Themenfelder und Zugangsweisen machen deutlich: Bernhard R. Kroener u. Ralf Prüve (Hg.), *Krieg und Frieden. Militär und Gesellschaft in der Frühen Neuzeit*, Paderborn, München, Wien u.a. 1996; Ute Frevert (Hg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997.

³ Dazu: Thomas Kühne u. Benjamin Ziemann (Hg.), *Was ist Militärgeschichte?* Paderborn, München, Wien u.a. 2000. Zu methodischen Aspekten einschlägiger militärgeschichtlicher Studien vgl.: Klaus Latzel, *Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung. Theoretische und methodische Überlegungen zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen*, in: *MGM* 56 (1997), S. 1–30; Bernd Ulrich, „Militärgeschichte von unten“. Anmerkungen zu ihren Ursprüngen, Quellen und Perspektiven im 20. Jahrhundert, in: *GuG* 22 (1996), S. 473–503. Zur

Dagegen traten Arbeitsgebiete in den Hintergrund, die noch bis Ende der 1960er Jahre die deutschen Historiker besonders beschäftigt hatten: neben der Geschichte der internationalen Beziehungen während des Krieges vor allem die Ursachen für dessen Ausbruch. Die Intensität, mit der die Fischer-Ritter-Kontroverse in Öffentlichkeit und Geschichtswissenschaft ausgefochten wurde, erscheint in der Rückschau als deutliches Zeichen dafür, daß zumindest die Kriegsschulddebatte der Zwischenkriegszeit für das Selbstverständnis der Deutschen damals noch relevant war. Dadurch behielten die Julikrise und der Krieg einen – wenn auch mittelbaren – Gegenwartsbezug, der seither verlorengegangen ist. Ausbruch und Verlauf des Krieges sind nun schon seit wenigstens zwei bis drei Jahrzehnten nicht mehr Teil der Epoche der, um ein Wort von Hans Rothfels zu variieren, gesellschaftlich aktiven Mitlebenden.⁴ Außerdem hat die offene Konfrontation mit der Vernichtungspolitik des Dritten Reiches die Frage nach der Verursachung des Ersten Weltkrieges inzwischen ihrer kollektiven Be- oder Entlastungsfunktion weitgehend beraubt. Innerhalb der Historiographie verliehen noch bis in die 1980er Jahre Imperialismus- und Sonderwegsdebatten der Vorgeschichte der Julikrise eine Relevanz im Rahmen größerer Interpretationsmuster der europäischen und deutschen Geschichte. Mit dem Verblässen des Glanzes makrohistorischer Deutungsansätze und dem – zumindest zeitweiligen – Akzeptanzverlust der These vom deutschen Sonderweg sind der Erforschung der Kriegsursachen wesentliche Stützpfeiler abhanden gekommen.

Eine weit verbreitete Vorannahme aus der geschichtswissenschaftlichen Praxis weist der Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges dennoch einen konkreten Ort in der Geschichte des 20. Jahrhunderts zu. Die ursprünglich projektbezogene und institutionenbegründende Doppelbestimmung der Zeitgeschichte durch Rothfels als – wie erwähnt – Epoche der Mitlebenden und zugleich als die Geschichte der vom Kriegseintritt der USA und der Oktoberrevolution 1917 an zu bestimmenden jüngsten Vergangenheit ist aus trivialen Gründen so nicht mehr zu halten. Parallel dazu offeriert das Ende der Teilung Europas in zwei politisch-ideologische Blöcke einen Ansatzpunkt zur Trennung der beiden von Rothfels ins Spiel gebrachten Abgrenzungskriterien. Die von Eric Hobsbawm explizierte Periodisierung macht den Ersten Weltkrieg zur Zäsur zwischen einem „langen“, mit der Französischen Revolution einsetzenden 19. und einem „kurzen“, bis zum Zerfall der Sowjetunion reichenden 20. Jahrhundert. Damit wird das von George F. Kennan geprägte Diktum vom Ersten Weltkrieg als „seminal catastrophe“, als „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts bestätigt, das dank Publizistik und Politik auf dem besten Weg ist, als gesunkenes Kulturgut sedimentiert zu werden.⁵

Militärsgeschichte im deutschen Sprachraum: Jutta Nowosatko, Krieg, Gewalt und Ordnung. Einführung in die Militärgeschichte, Tübingen 2002.

⁴ Vgl.: Hans Rothfels, Zeitgeschichte als Aufgabe, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 1 (1953), S. 1–8.

⁵ Eric Hobsbawm, Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München 1995; George F. Kennan, The Decline of Bismarck's European Order. Franco-Russian Relations, 1875–1890, Princeton, New Jersey 1979, S. 3. Eine andere Epochenabgrenzung, die Veränderungen in den Jahren ab 1890 stärker betont, bei: Paul Nolte, 1900: Das Ende des 19. und der Beginn des 20. Jahrhunderts in sozialgeschichtlicher Perspektive, in: GWU 47 (1996), S. 281–300.

Was solche Folgen hat, dessen Ursachen waren jahrzehntelang aller Aufmerksamkeit wert. Durch die schon im Krieg mit den „Farbbüchern“ der Großmächte einsetzende Debatte um die Kriegsschuld, die nach 1918 dann vor allem, aber keineswegs nur in Deutschland lebhaft und in sehr konkreter politischer Absicht weitergeführt wurde,⁶ gehört die Suche nach den Ursachen des Kriegsausbruchs tatsächlich zu den meist diskutierten Problemen der politischen Geschichte der Neuzeit. Der propagandistische Impetus verlieh den Forschungen der Zwischenkriegszeit eine politische Brisanz, die sie heute zu einem lohnenden Gegenstand von Untersuchungen zur politischen Kultur dieser Jahre macht. Ohne den Auftrag zur Teilnahme am Meinungskampf im nationalen Interesse wäre für das Novum einer Zeitgeschichte der internationalen Beziehungen, die auf breiter Quellengrundlage arbeiten konnte, in der damaligen Historiographie wohl auch kein Platz gewesen. Forschungsliteratur und Quelleneditionen der Zwischenkriegszeit haben, so deutlich sie von politischen Absichten inspiriert waren, das Fundament dafür gelegt, daß die Ursachen des Ersten Weltkrieges unter den Historikern derart intensiv diskutiert werden konnten. Die im Zuge dieser Forschungsdiskussion immer deutlicher werdende Komplexität des Gegenstandes erzwang eine zunehmende Differenzierung nicht nur in Ursachen und unmittelbare Anlässe, sondern in kurz-, mittel- und langfristige Untersuchungsperspektiven. Die Einbeziehung von wirtschafts- und sozialhistorischen sowie mentalitätsgeschichtlichen Fragestellungen förderte diesen Differenzierungsprozeß einer ursprünglich auf das politische Geschehen auf nationaler und internationaler Ebene konzentrierten Forschung zusätzlich.⁷

Der auf diesem Weg erreichte Diskussionsstand, der sich beispielsweise in der Monographie James Jolls spiegelt,⁸ ist gekennzeichnet durch ein Nebeneinander von Strukturen und mentalen Voraussetzungen gewidmeten Untersuchungen einerseits, politischer Ereignisgeschichte andererseits. Mit dem Geltungsverlust von Syntheseangeboten wie Imperialismustheorie oder Sonderwegsthese ist die Verknüpfung dieser beiden Ebenen nicht einfacher geworden. Für einzelne Inhaltsbereiche liegen überzeugende Angebote vor, etwa für die Eigendynamik öffentlicher Vergegenwärtigung der kriegerischen Nationalgeschichte Deutschlands⁹ oder für die Konstituierung des „Nervösen“ als Repräsentant der deutschen Gesellschaft auch in der politischen Elite.¹⁰ Da mit der Rekonstruktion zweckrationalen Handelns die Entschei-

⁶ Holger H. Herwig, *Clio Deceived. Patriotic Self-Censorship in Germany after the Great War*, in: *Int. Sec.* 12 (1987), S. 5–44; Markus Pöhlmann, *Kriegsgeschichte und Geschichtspolitik: Der Erste Weltkrieg. Die amtliche deutsche Geschichtsschreibung 1914–1956*, Paderborn, München, Wien u. a. 2002.

⁷ Als Überblick dazu: J.W. Langdon, *July 1914: The Long Debate, 1918–1990*, Providence, Rhode Island u. Oxford 1991.

⁸ James Joll, *The Origins of the First World War*, 2. Aufl., London 1992.

⁹ Johannes Burkhardt, *Kriegsgrund Geschichte? 1870, 1813, 1756 – historische Argumente und Orientierungen bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, in: Ders., Josef Becker, Stig Förster u. Günther Kronenbitter, *Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg. Vier Augsburger Beiträge zur Kriegsursachenforschung*, München 1996, S. 9–85.

¹⁰ Vgl.: Joachim Radkau, *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, München u. Wien 1998, S. 357–468; Bernd Ulrich, *Nerven und Krieg. Skizzierung einer Beziehung*, in: Bedrich Loewenstein (Hg.), *Annäherungsversuche. Geschichte und Psychologie*, Pfaffenweiler 1992, S. 163–192.

dungen der politisch Verantwortlichen im Sommer 1914 nicht ausreichend beschrieben werden können, kommt solchen Ansätzen auch eine wichtige Funktion im Rahmen traditioneller politischer Geschichte zu. Eine Rückbindung konkreter Ereignisketten an kulturelle Prozesse ist jedoch aus methodischen Gründen nie vollständig zu erreichen, außer um den Preis einer letztlich deterministischen Sichtweise, die von der Unmöglichkeit oder der Unerheblichkeit individuellen Handelns ausgeht.

Im Grunde mit dem gleichen Problem haben auch diejenigen Historiker zu kämpfen, die von der Einsicht ausgehen, daß der Kriegsausbruch 1914 als Phänomen der internationalen Politik begriffen werden müsse.¹¹ Eine Analyse des Systems der internationalen Beziehungen kann im Sinne der Konstruktion objektive Handlungsspielräume und deren Wahrnehmung durch individuelle oder kollektive Akteure integrieren. Für die den konkreten Ereignissen zuzuordnenden Wahlhandlungen werden die traditionellen Formen diplomatiegeschichtlicher oder biographischer Beschreibung dadurch jedoch nicht ersetzt, es sei denn, die Systemzwänge würden als handlungsbestimmend bewertet.¹² Ein solches Unvermeidlichkeitspostulat – im Falle der Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges wäre dies die Imitation zeitgenössischer Topoi der Selbstentlastung – kommt einem Verzicht auf die Idee der Verantwortlichkeit gleich. Dies mag zu geschlosseneren historischen Darstellungen führen, bedeutet aber auch den Abschied von einer für die liberalen Demokratien systemnotwendigen Grundannahme. Ob aus solchen Überlegungen oder dank der Bindung an die Quellen: Publikationen zur Geschichte der internationalen Beziehungen verzichten in der Regel auf eine Radikalisierung des Systemgedankens, obwohl ihnen dieser, und sei es stillschweigend, unterlegt ist.

Wenn nun der Dekonstruktion des individuellen oder kollektiven Akteurs zwischenstaatlicher Politik forschungspraktische Hindernisse und ethische Bedenken entgegenstehen, so bedeutet dies nicht, daß die historische Betrachtung sich nur mit Staatsräson und Biographien befassen soll. Die Berücksichtigung der im Gesamtfach entwickelten Methoden und der Eigendynamik eines Beziehungsgeflechts zwischen Staaten bleibt notwendig, sollen nicht Quellenparaphrase, verballhornte Ideengeschichte und die vermuteten Intentionen großer Männer dominieren. Trotz aller Skepsis gegenüber rigiden Festlegungen ist schon bei der Wahl des Themas eine wichtige Vorentscheidung darüber zu treffen, ob bei der Betrachtung zwischenstaatlicher Ereignisse die Handlungen der Akteure zunächst „bottom up“ oder „top down“ zu

¹¹ Vgl. im folgenden: Wilfried Loth u. Jürgen Osterhammel (Hg.), *Internationale Geschichte. Themen – Ergebnisse – Aussichten*, München 2000.

¹² Zum Umgang mit dem historiographischen „Rest“, der sich Erklärungsmodellen – auch der Rekonstruktion von Entscheidungskriterien – entzieht: Reinhart Koselleck, *Der Zufall als Motivationsrest in der Geschichtsschreibung*, in: Hans Robert Jauf (Hg.), *Die nicht mehr schönen Künste*, München 1968, S. 129–141. Ein spezifisch militärgeschichtliches – oder genauer: schlichtengeschichtliches – Gedankenexperiment zur Bedeutung des „Unerwarteten“ bei: Erik Durschmidt, *Der Hinge-Faktor. Wie Zufall und menschliche Dummheit Weltgeschichte schreiben*, Wien, Köln u. Weimar 1998, besonders S. 12f. Vgl. zu Durschmidt: Nowosatko, *Krieg*, S. 141. Zum Problem kontrafaktischer Argumentation: Alexander Demant, *Ungeschehene Geschichte. Ein Traktat über die Frage: Was wäre geschehen, wenn ...?*, 2., verbesserte Aufl., Göttingen 1986. Vgl. dazu auch: Niall Ferguson (Hg.), *Virtual History: Alternatives and Counterfactuals*, London 1997.

untersuchen sind.¹³ Folgt die Studie dem Primat des Gesamtsystems, eignen sich weder die Außenpolitik einzelner Staaten noch bi- oder trilaterale Beziehungen als Ausgangspunkt, sondern nur vom Forscher und/oder vom Zeitgenossen wahrgenommene Ordnungsmuster.¹⁴ Hebt dagegen die Untersuchung auf kollektive Akteure ab, ist deren Konstituierung als Entscheidungsebenen (Staat) und Entscheidungsträger (Gruppen) in einem konkreten rechtlich-institutionellen bzw. gesellschaftlich-kulturellen Rahmen zu bestimmen.¹⁵

Auch bei einer erzählenden Darstellung von Ereignissen ist eine Vorentscheidung über die Blickrichtung impliziert und zwar zugunsten eines akteursbezogenen Ansatzes. Den Traditionen der deutschen Historiographie entsprechend finden solche grundsätzlichen Vorannahmen selten explizite Erwähnung.¹⁶ Begünstigt dadurch, daß eine ausgearbeitete theoretische Grundlage fehlt,¹⁷ hat sich in Deutschland die Diskussion über das Verhältnis der Geschichte der internationalen Beziehungen zum Methodenkanon des Gesamtfaches kaum entwickelt.¹⁸ Forschungsrichtungen wie die „International History“ oder die Suche nach den „forces profondes“ internationaler Beziehungen finden hier nur ein schwaches Echo.¹⁹ Die große Tradition der Geschichtsschreibung zwischenstaatlicher Politik ist nicht abgerissen, aber offensicht-

¹³ Martin Hollis u. Steve Smith, *Explaining and Understanding International Relations*, Oxford 1990.

¹⁴ Harald Kleinschmidt, *Geschichte der internationalen Beziehungen. Ein systemgeschichtlicher Abriss*, Stuttgart 1998.

¹⁵ Als Beispiel für den Versuch, Militärgeschichte und Geschichte der internationalen Beziehungen unter dieser Fragestellung zu analysieren: Gerhard Th. Mollin, *Das deutsche Militär und die europäische Politik vor 1914: Vorrang der Außenpolitik oder Primat des internationalen Systems?*, in: Loth u. Osterhammel (Hg.), *Internationale Geschichte*, S. 209–245. Ein Beispiel für einen vergleichenden Zugriff vor allem: Jakob Vogel, *Nationen im Gleichschritt. Der Kult der „Nation in Waffen“ in Deutschland und Frankreich, 1871–1914*, Göttingen 1997.

¹⁶ Ansatzweise bei: Hans-Ulrich Wehler, *Moderne Politikgeschichte oder „Große Politik der Kabinette“?*, in: *GuG* 1 (1975), S. 344–369; Andreas Hillgruber, *Methodologie und Theorie der Geschichte der Internationalen Beziehungen*, in: *GWU* 27 (1976), S. 193–210; Klaus Hildebrand, *Geschichte oder „Gesellschaftsgeschichte“? Die Notwendigkeit einer politisch Geschichtsschreibung von den Internationalen Beziehungen*, in: *Historische Zeitschrift* 223 (1976), S. 328–357.

¹⁷ Etwa im Sinne von: Jean-Baptiste Duroselle, *Tout empire périra. Une vision théorique des relations internationales*, Paris 1981. Auch fehlt ein deutschsprachiges Pendant zu Zeitschriften wie „Relations internationales“ oder „The International History Review“. Zur Tradition in Deutschland: Gerhard Th. Mollin, *Internationale Beziehungen als Gegenstand der deutschen Neuzeit-Historiographie seit dem 18. Jahrhundert. Eine Traditionskritik in Grundzügen und Beispielen*, in: Loth u. Osterhammel (Hg.), *Internationale Geschichte*, S. 3–30.

¹⁸ Vgl. dazu: Hans-Ulrich Wehler, *„Moderne“ Politikgeschichte? Oder: Willkommen im Kreis der Neorankeaner*, in: *GuG* 22 (1996), S. 257–266. Jetzt vor allem: Loth u. Osterhammel (Hg.), *Internationale Geschichte*.

¹⁹ Vgl.: Jacques Thobie, *La dialectique forces profondes – décision dans l'histoire des relations internationales*, in: *Relations internationales* 41 (1985), S. 29–38; Saul Friedländer u. Miklos Molnar, *Histoire nouvelle et histoire des relations internationales*, in: Saul Friedländer, Harish Kapur u. André Reszler (Hg.), *L'historien et les relations internationales. Recueil d'études en hommage à Jacques Freymond*, Genève 1981, S. 77–90; Alexander DeConde, *Essay and Reflection: On the Nature of International History*, in: *International History Review* 10 (1988), S. 282–301; Christopher Thorne, *Societies, Sociology and the International: Some Contributions and Questions, with Particular Reference to Total War*, in: Ders., *Border Crossings. Studies in International History*, Oxford u. New York 1988, S. 29–55.

lich naheliegende Teilaspekte wie die Geschichte der Diplomatie harren einer neueren deutschsprachigen Gesamtdarstellung.²⁰ Zur Betonung der kulturgeschichtlichen Dimension internationaler Beziehungen fehlt in Deutschland der Erfahrungshintergrund der amerikanischen Vertreter einer „New Diplomatic History“.²¹ Insgesamt gilt jedoch auch für die Geschichte der internationalen Beziehungen, analog zur Militärhistoriographie, eine Tendenz zur Öffnung der Teildisziplin für die Methodenvielfalt des Gesamtfaches.

Was von diesen Anregungen herangezogen wird, variiert je nach Fragestellung. Da hier eine militärische Elite als Akteur der Machtpolitik im Zentrum steht, kommt Aspekten der Mentalitätsgeschichte und der politischen Kultur Bedeutung zu.²² Es gilt dabei zu berücksichtigen, daß im Rahmen politischer Historiographie die Wirkungsmächtigkeit von Mentalitätsmustern nicht verabsolutiert werden sollte.²³ Kritisch einzuschätzen ist aber auch die Angemessenheit von „rational choice“-Ansätzen. Für Entscheidungen einzelner ist deren Erklärungswert sehr begrenzt;²⁴ für institutionell verfaßte Gruppen muß nicht nur die soziale Dynamik der Entscheidungsprozesse bedacht werden, sondern der Zusammenhang von Institution und Präferenzmustern.²⁵ Anknüpfend u. a. an Emile Durkheim hat beispielsweise Mary Douglas die Interdependenz epistemologischer und funktionaler Aspekte von Institutionen herausgearbeitet. „Je vollständiger Institutionen Erwartungen kodieren, desto besser gelingt es ihnen, Ungewißheit unter Kontrolle zu bringen, mit dem weiteren Effekt, daß das Verhalten nun zur Konformität mit der institutionellen Matrix tendiert.“²⁶ Dieser Zusammenhang soll auch bei dem hier behandelten Beispiel,

²⁰ Als Beispiele dazu: M[atthew] S. Anderson, *The Rise of Modern Diplomacy, 1450–1919*, London u. New York 1993; Keith Hamilton u. Richard Langhorne, *The Practice of Diplomacy. Its Evolution, Theory and Administration*, London u. New York 1995.

²¹ Dazu: Elizabeth Cobbs Hoffmann, *Diplomatic History and the Meaning of Life: Toward a Global American History*, in: *Diplomatic History* 21 (1997), S. 499–518, hier S. 499–503. Als Beispiel einer kulturgeschichtlichen Beschäftigung mit Themen der internationalen Beziehungen jetzt: Johannes Paulmann, *Pomp und Politik. Monarchenbegegnungen in Europa zwischen Ancien Régime und Erstem Weltkrieg*, Paderborn, München, Wien u. a. 2000.

²² Vgl.: Frank, *Mentalitäten*; Volker Sellin, *Mentalitäten in der Sozialgeschichte*, in: Wolfgang Schieder u. Volker Sellin (Hg.), *Sozialgeschichte in Deutschland. Entwicklungen und Perspektiven im internationalen Zusammenhang. Bd. III. Soziales Verhalten und soziale Aktionsformen in der Geschichte*, Göttingen 1987, S. 101–121; Ute Daniel, *Clio unter Kulturschock. Zu den aktuellen Debatten der Geisteswissenschaft*, in: *GWU* 48 (1997), S. 195–218, 259–278; Carola Lipp, *Politische Kultur oder das Politische und Gesellschaftliche in der Kultur*, in: Wolfgang Hardtwig u. Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Kulturgeschichte heute*, Göttingen 1996, S. 78–110.

²³ Ingrid Gilcher-Holtey, *Plädoyer für eine dynamische Mentalitätsgeschichte*, in: *GuG* 24 (1998), S. 476–497.

²⁴ Günter Burkart, *Biographische Übergänge und rationale Entscheidungen*, in: *BIOS* 8 (1995), S. 59–88.

²⁵ *Rationalität in Entscheidungen auf dem Feld der internationalen Politik*: George H. Quester, *Crises and the Unexpected*, in: Robert I. Rotberg u. Theodore K. Rabb (Hg.), *The Origin and Prevention of Major Wars*, Cambridge, New York u. New Rochelle, S. 127–145; Ursula Lehmkuhl, *Entscheidungsprozesse in der internationalen Geschichte. Möglichkeiten und Grenzen einer kulturwissenschaftlichen Fundierung außenpolitischer Entscheidungsmodelle*, in: Loth u. Osterhammel (Hg.), *Internationale Geschichte*, S. 187–207.

²⁶ Mary Douglas, *Wie Institutionen denken*, Frankfurt am Main 1991, S. 83.

der Führung der k.u.k. Armee vor dem Ersten Weltkrieg, nicht außer acht gelassen werden: Die Offizierselite der europäischen Großmachtarmeen vor dem Ersten Weltkrieg handelte in einem institutionellen Rahmen, der über eine besonders lange Tradition verfügte, die als Stütze zur Bewältigung informationeller Komplexität durch in Regeln umgesetzte Erfahrungen betrachtet werden kann.

Spezifisch für das Militär jener Zeit war die Tatsache, daß die lange Phase des Friedens zwischen den Großmächten Europas die Antizipation des Kriegsfalles immer schwieriger machte. Das Militär stellte als Institution an Soldaten wie Offiziere den Anspruch auf Verhaltensnormierung in existentiellen Grenzsituationen. Kriegsgeschichte als „Geschichte organisierter Tötungsgewalt“²⁷ findet ihren Gegenstand auch in Friedenszeiten in der „willentliche[n], kalkulierte[n], menschliche[n] Planung des Massen-Todes“²⁸. Viele Facetten des militärischen Alltags lassen sich betrachten, ohne dieses Spezifikum zu thematisieren – die Führungen der europäischen Großmachtarmeen vor 1914 aber stellten die Kriegsvorbereitung so entschieden in das Zentrum ihrer Arbeit, daß Stellung und Selbstbild der militärischen Eliten in hohem Maß davon bestimmt wurden.²⁹ Die besonderen Formen von Professionalität, die sich daraus und aus der antizipativen Struktur der Friedenspraxis ergaben, bieten auch Ansatzpunkte für die Einschätzung der Funktionalität von Wertvorstellungen und politischer Programmatik. Die strikte Gegenüberstellung von (ziviler) Politik und Militär, von „Staatskunst“ und „Kriegshandwerk“, die gerade im landläufigen Verständnis von Militarisierung „aufgehoben“ ist, erscheint unter diesem Gesichtspunkt als historische Konstellation, nicht als Selbstverständlichkeit.³⁰ Am Beispiel Österreich-Ungarns soll daher die Vorbereitung auf den Krieg als zentrales Element der Wahrnehmungs- und Handlungsmuster der Militärelite herausgearbeitet werden. Erst dadurch werden die begrenzten Spielräume bei der Abwägung von politischen Optionen durch die Führung der k.u.k. Armee in den Jahren ab 1906 erkennbar.

²⁷ Michael Geyer, Eine Kriegsgeschichte, die vom Tod spricht, in: Thomas Lindenberger u. Alf Lüdtke (Hg.), *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt am Main 1995, S. 136–161, hier S. 136. Vgl. auch: Winfried von Bredow, *Der normale Krieg. Beschreibungen, Analysen und Reflexionen zur Organisation zwischen-menschlicher Gewalt*, in: *Neue Politische Literatur* 42 (1997), S. 330–351, hier S. 334–338; Thomas Lindenberger u. Alf Lüdtke, *Einleitung. Physische Gewalt – eine Kontinuität der Moderne*, in: Dies. (Hg.), *Physische Gewalt. Studien zur Geschichte der Neuzeit*, Frankfurt am Main 1995, S. 7–38.

²⁸ Geyer, *Kriegsgeschichte*, S. 143.

²⁹ Vgl. die Gegenposition bei: Ute Frevert, *Gesellschaft und Militär im 19. und 20. Jahrhundert: Sozial-, kultur- und geschlechtergeschichtliche Annäherungen*, in: Dies., *Militär*, S. 7–14, hier S. 10: „Die Frage nach den Beziehungen zwischen Militär und Gesellschaft nimmt das Militär als dauerhafte gesellschaftliche Veranstaltung in den Blick. Sie focussiert demzufolge den Normalzustand des Friedens, nicht aber den Krieg als ‚Ernstfall‘ und eigentliches Bewährungsszenario des Militärs. Auch wenn die Erinnerung an die zahlreichen Kriege des 19. und 20. Jahrhunderts oder die Antizipation militärischer Konflikte das Profil des Militärs auch in Friedenszeiten nachhaltig prägten, läßt sich das Verhältnis von Militär und Gesellschaft im Extremzustand ‚Krieg‘ nicht angemessen verstehen und beschreiben.“

³⁰ Militarisation als Teil des Wandlungsprozesses westlicher Gesellschaften bei: Michael Geyer, *The Militarization of Europe, 1914–1945*, in: John R. Gillis (Hg.), *The Militarization of the Western World*, New Brunswick u. London 1989, S. 65–102.

Diese Überlegungen könnten dazu verleiten, den „Doppelcharakter historischer Ereignisse“³¹ zu vernachlässigen und die Eigendynamik von Handlungsabfolgen auszublenken. Ein solches Vorgehen würde den Gegenstand dieser Studie geradezu systematisch verdunkeln: Ohne das Einbeziehen der Krisen in den internationalen Beziehungen – und zwar als politische Ereignisgeschichte, die Handlungen im Wahrnehmungshorizont der Akteure sichtbar macht – bliebe die Verbindung zwischen strukturellen Voraussetzungen und politischen Ereignissen auf eine sehr einfache, letztlich nicht überprüfbare Kausalität reduziert. Die Offiziere der Großmachtarmeen vor 1914 agierten zweifellos in einem Erwartungshorizont, der von sozioökonomischen Strukturen und kulturellen Wahrnehmungsmustern geprägt war, aber es gehörte gerade zur spezifischen Professionalität der militärischen Funktionselemente in den Generalstäben, die internationale Dimension ihres Handlungsfeldes herauszustellen. Statt dies als Ausdruck eines „falschen Bewusstseins“ beiseite zu schieben, wird mit dem „Krieg im Frieden“ eben jenes Element aus dem Selbstbild der Armeeführung Österreich-Ungarns zum Leitfaden der Untersuchung der Bedingungen politischer Einflußnahme gemacht, das die Position dieser Militärelemente mit ihrer Rolle für die Großmachtspolitik der Habsburgermonarchie besonders eng verknüpfte. Nur vor diesem Hintergrund und *zugleich* im Kontext internationaler Politik lassen sich die politischen Gestaltungsmöglichkeiten und Präferenzen der Armeeführung in den Vorkriegsjahren angemessen erklären, ohne auf die vermeintliche Irrationalität der Akteure als Schlüssel der Interpretation zu vertrauen.

Die Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges gehört, wie erwähnt, zu den besonders intensiv erforschten Phasen der Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. Eine der bis heute immer wieder diskutierten Fragen ist die nach der politischen Eigendynamik militärischer Planungen vor und in der Julikrise 1914. Für das Deutsche Reich wurden seit der Fischer-Kontroverse nicht nur über die Planungen und das Kriegsbild der Militärführung, sondern u. a. zu den mit der politischen Bedeutung des Militärs eng zusammenhängenden Fragen der Rüstungspolitik und der Militarisierung der Zivilgesellschaft eine ganze Reihe von Studien vorgelegt.³² Im Fall Österreich-Ungarns, Deutschlands politischem und militärischem Partner in der Julikrise, fehlt dagegen noch eine umfassende Untersuchung der politischen Konzeptionen und Einflußmöglichkeiten der militärischen Führung auf die Großmachtspolitik der Donaumonarchie. Dabei ist es gerade im Fall Österreich-Ungarns ausgesprochen bemerkenswert, daß die Verantwortlichen an der Spitze der Armee die Risikobereitschaft der Diplomaten und Politiker förderten, waren doch die Landstreitkräfte der Doppelmonarchie für einen Mehrfrontenkrieg besonders unzureichend gerüstet.³³

Die im Unterschied zu Deutschland günstige Überlieferungssituation einschlägiger Aktenbestände bewirkte weder in Österreich noch in den anderen Nachfolgestaa-

³¹ Andreas Suter u. Manfred Hettling, Struktur und Ereignis – Wege zu einer Sozialgeschichte des Ereignisses, in: Dies. (Hg.), Struktur und Ereignis, Göttingen 2001 (GuG Sonderheft 19), S. 7–32, hier S. 28.

³² Vgl. dazu u. a.: Bernd-Felix Schulte, Die deutsche Armee 1900–1914. Zwischen Beharren und Verändern, Düsseldorf 1977; Stig Förster, Der doppelte Militarismus. Die deutsche Heeresrüstungspolitik zwischen Status-quo-Sicherung und Aggression 1890–1913, Wiesbaden 1985.

³³ Vgl. hier und im folgenden: Günther Kronenbitter, „Nur los lassen“. Österreich-Ungarn und der Wille zum Krieg, in: Burkhardt et al., Wege, S. 159–187.

ten der Donaumonarchie eine intensive Debatte dieses Themas.³⁴ Ehemalige Offiziere, die – vom Zugang zu den zentralen Archivbeständen in Wien angefangen – die Schlüsselstellen der Militärgeschichtswissenschaft Österreichs³⁵ nach 1918 in der Hand hatten, prägten lange Zeit auch die militärgeschichtliche Auseinandersetzung mit der Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges.³⁶ War aus der nun in den übrigen Nachfolgestaaten herrschenden nationalgeschichtlichen Sichtweise die k.u.k. Armee der letzten Friedensjahre nur mehr von geringem Interesse, so gehörte in der Alpenrepublik die Pflege des Prestiges dieser untergegangenen Armee zunächst zur Selbstdarstellung des einstigen Offizierskorps und bis in die Sechziger Jahre zum patriotischen Bekenntnis zu Österreich.³⁷ Identifikationsfigur und Heros dieser Geschichtsbetrachtung war Feldmarschall Franz Conrad von Hötzendorf, der mit einjähriger Unterbrechung von 1906 bis 1917 als Generalstabschef fungierte. Um seinen Ruhm und den Ruf der Armeeführung zu schützen, waren seine früheren Mitarbeiter bereit, jede Kritik an Conrads Feldherrn genie rigoros zurückzuweisen.³⁸

Durch die Publikation eines Memoirenwerks, das, um zumeist kurze verbindende Passagen ergänzt, eine Fülle von Akten und Gesprächsnotizen des Generalstabschefs aus den Jahren 1906 bis 1914 öffentlich machte, trug Conrad noch vor seinem Tod 1925 dazu bei, seine Rolle in Österreich-Ungarns Militär und Politik festzuschrei-

- ³⁴ Der für die vorliegende Untersuchung mit Abstand wichtigste Bestand unveröffentlichter Quellen ist der des Österreichischen Staatsarchivs – Abteilung Kriegsarchiv in Wien. Sofern kein anderes Archiv genannt wird, befinden sich dort die in den Anmerkungen angegebenen Archivalien. Vgl.: Abkürzungsverzeichnis.
- ³⁵ Peter Broucek u. Kurt Peball, *Geschichte der österreichischen Militärgeschichtswissenschaft*, Köln, Weimar u. Wien 2000; *Militärgeschichte in Deutschland und Österreich vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart*. Hg. v. Militärgeschichtlichen Forschungsamt, Herford u. Bonn 1985, insbesondere die Beiträge: Johann Christoph Allmayer-Beck, *Die Militärgeschichtsschreibung in Österreich von Ihren Anfängen bis zum Jahre 1918*, S. 70–86; Peter Broucek, *Militärgeschichte in Österreich von 1918 bis 1938/45*, S. 87–133; Manfred Rauchensteiner, *Die Militärgeschichtsschreibung in Österreich nach 1945*, S. 134–161. Vgl. auch: Michael Hochedlinger, *Kriegsgeschichte – Heereskunde – Militärgeschichte? Zur Krise militärhistorischer Forschung in Österreich*, in: Newsletter Arbeitskreis Militärgeschichte 7 (1998), S. 44–47, Newsletter Arbeitskreis Militärgeschichte 8 (1998), S. 38–41; ders., „Bella gerant alii ...“? On the State of Early Modern Military History in Austria, in: *AHY* 30 (1999), S. 237–277.
- ³⁶ Kurt Peball, *Österreichische militärhistorische Forschung zum Ersten Weltkrieg zwischen 1918 und 1968*, in: Ursula von Gersdorff (Hg.), *Geschichte und Militärgeschichte. Wege der Forschung*, Frankfurt am Main 1974, S. 89–98; Johann Christoph Allmayer-Beck, Peter Broucek u. Manfred Rauchensteiner, *Der Erste Weltkrieg in der österreichischen Geschichtsschreibung zwischen 1914 und 1984*, in: Jürgen Rohwer (Hg.), *Neue Forschungen zum ersten Weltkrieg. Literaturberichte und Bibliographien von 30 Mitgliedstaaten der „Commission Internationale d’Histoire Militaire Comparée“*, Koblenz 1985, S. 267–285; Rudolf Jeřábek, *Die österreichische Weltkriegsforschung*, in: Michalka (Hg.), *Erster Weltkrieg*, S. 953–971.
- ³⁷ Besonders deutlich in den Publikationen von Oskar Regele, dem Direktor des Kriegsarchivs 1945/46–1955. Zur Biographie Regeles: Johann Christoph Allmayer-Beck, *Nachruf Oskar Regele (1890–1969)*, in: *MÖStA* 22 (1969), 532–540. Vgl.: Oskar Regele, *Feldmarschall Conrad. Auftrag und Erfüllung, Wien u. München 1955*; ders., *Gericht über Habsburgs Wehrmacht. Letzte Siege und Untergang unter dem Armeekorps Oberkommando Kaiser Karls I. – Generaloberst Arz von Straußenburg*, Wien u. München 1968.
- ³⁸ Graydon A. Tunstall, *The Habsburg Command Conspiracy: The Austrian Falsification of Historiography on the Outbreak of World War I*, in: *AHY* 27 (1996), S. 181–196; *Korrespondenzen*, B/1450:305, 425 u. 426 [Archivsignatur „B/“ verweist auf einen NL im KA].

ben.³⁹ Für die Vorkriegszeit zielte die Selbstdarstellung, die vor allem von zahlreichen Denkschriften Conrads getragen wurde, darauf ab, den Generalstabschef als denjenigen in der politischen und militärischen Elite der Donaumonarchie erscheinen zu lassen, der als einziger rechtzeitig die großen sicherheitspolitischen Gefahren deutlich erkannt und benannt habe. Sein Rezept, zur Abwehr dieser Gefahren auf dem Balkan und gegen Italien lokalisierte Angriffskriege – nach Conrads Ansicht Präventivkriege – zu entfesseln, sei aber von den politisch Verantwortlichen immer wieder verworfen worden, bis 1914 nichts mehr anderes übriggeblieben sei, als einen Mehrfrontenkrieg zu führen. Der schon in den Denkschriften ausgebreitete Bellizismus mit sozialdarwinistischer Fundierung entsprach auch oder gerade nach der Niederlage Conrads Weltsicht, und so präsentierte er sich in seinem Erinnerungswerk als der verhinderte Retter des Habsburgerreiches. Da er die Schuld am Weltkrieg der Entente und die Verantwortung für Österreich-Ungarns prekäre Lage im Frühsommer 1914 der politischen Führung der Monarchie zuwies, konnte die hagiographische Militärgeschichtsschreibung Conrads Selbstdarstellung übernehmen.

Einer Historiographie in kritischer Absicht drängt sich das Erinnerungswerk dagegen als Beleg für die Kriegshetzerei des Generalstabschefs auf.⁴⁰ Conrad steht daher dort im Mittelpunkt neuerer Darstellungen, wo diese das Verhältnis von Großmachtspolitik und Militär in Österreich-Ungarn in den letzten Vorkriegsjahren anschnitten.⁴¹ Trotzdem kann davon ausgegangen werden, daß nach der Ermordung des Erzherzogs und Thronfolgers Franz Ferdinand in Sarajewo die zivile Führung der Donaumonarchie nicht von Conrad in einen kaum lokalisierbaren Krieg getrieben werden mußte.⁴² Dem fehlerhaften Risikokalkül im Juli 1914 war eine längerfristige Gewöhnung von Politik und Öffentlichkeit an den Gebrauch militärischer Drohpotentiale als Mittel der Diplomatie vorausgegangen. Österreich-Ungarns „militant diplomacy“ während der Balkankriege 1912/13 kann nach Samuel Williamson als Lernprozeß begriffen werden, der auch außerhalb des Militärs kriegerische Gewalt als Mittel zur Lösung innerstaatlicher Probleme wie internationaler Konflikte nahe-

³⁹ Erschienen für die Jahre 1906 bis einschließlich 1914 unter dem Titel: Feldmarschall [Franz] Conrad von Hötzendorf, Aus meiner Dienstzeit 1906–1918, 5 Bde., Wien, Leipzig u. München 1921–25 [im folgenden: Conrad, AMD I–V]. Der Tod Conrads verhinderte die Fortführung für die Kriegsjahre ab 1915. Für die Außenpolitik dieser Jahre ist die wichtigste Quellensammlung: Österreich-Ungarns Außenpolitik von der Bosnischen Krise 1908 bis zum Kriegsausbruch 1914. Diplomatische Aktenstücke des österreichisch-ungarischen Ministeriums des Äußern. Bearbeitet v. Ludwig Bittner u. Hans Uebersberger, 9 Bde., Wien u. Leipzig 1930 [im folgenden: ÖUAP].

⁴⁰ Solomon Wank, Some Reflections on Conrad von Hötzendorf and His Memoirs Based on New and Old Sources, in: *AHY* 1 (1965), S. 75–88.

⁴¹ Samuel R. Williamson, Jr, *Austria-Hungary and the Origins of the First World War*, 3. Aufl., Basingstoke u. London 1993, S. 48–51; Manfred Rauchensteiner, *Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg*, Graz, Wien u. Köln 1993, S. 19–22, 58–60; Holger H. Herwig, *The First World War: Germany and Austria-Hungary, 1914–1918*, London, New York, Sidney u. a. 1997, S. 8–10. Vgl. auch die Formulierung des Titels von: Lawrence Sondhaus, *Franz Conrad von Hötzendorf: Architect of the Apocalypse*, Boston, Leiden u. Cologne 2000. Vgl.: Günther Kronenbitter, *Austria-Hungary and World War I*, in: *Contemporary Austrian Studies* 7 (1998), S. 342–356.

⁴² Williamson, *Austria-Hungary*, S. 191; Rauchensteiner, *Tod*, 68f.; Herwig, *First World War*, 14–17.

legte.⁴³ Wie David Herrmann und David Stevenson gezeigt haben, spielten militärtechnische Innovation, Konkurrenzdruck auf die Armeeführungen der europäischen Kontinentalmächte und die Häufung internationaler Krisen zusammen, um ab 1911/12 ein Wettrüsten zwischen den Landstreitkräften Europas zu entfesseln. Der Rüstungswettlauf führte nicht automatisch zu einem Großmachtkrieg, destabilisierte aber seinerseits die zwischenstaatlichen Beziehungen.⁴⁴ Die steigende Bedeutung militärischer Potentiale, die sich in der Ausweitung der Rüstungsressourcen ebenso manifestierte wie in der zunehmenden Beachtung sicherheitspolitischer Fragen durch die Diplomatie, war also keine Besonderheit Österreich-Ungarns.

Daran zeigt sich, daß die Entwicklungen auf der internationalen Ebene und die veränderte Einstellung der politisch Verantwortlichen zum Krieg nicht einfach als Resultate der Einwirkung militärischer Eliten in der Habsburgermonarchie erklärt werden können. Die hier gewählte Begrenzung des Themas auf die Vorstellungen, Handlungsoptionen und Steuerungsversuche der Armeeführung bei der Gestaltung der Großmachtpolitik Österreich-Ungarns vor dem Ersten Weltkrieg bringt diese Dimensionen nur ausschnittsweise und auf die Forschungsliteratur gestützt zur Geltung. Das Hauptinteresse gilt dagegen den Determinanten militärinterner Meinungsbildung im Spannungsfeld von professionellen Denkmustern und solchen, die auf gesamtgesellschaftliche Problemstellungen ausgerichtet waren.⁴⁵ Dennoch erscheint selbst in rein militärfachlicher Perspektive die Option der Armeeführung für den Krieg rückblickend als nicht vernünftig durchdacht. Warum kam es trotzdem zu dieser Option und wie beeinflusste dies die politische Entscheidungsfindung? Die Antwort darauf läßt sich sowohl von den gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Bedingungen innerhalb des Habsburgerreiches als auch von den Entwicklungen der internationalen Beziehungen her finden.⁴⁶

Da es vorrangig um spezifische Formen des politischen Handelns geht, muß hier von den Akteuren ausgegangen werden. Eine Engführung des Themas, die die Person Conrads in den Mittelpunkt stellt, wird der Fragestellung nicht gerecht, denn sie kann kaum etwas dazu beitragen, das hohe Maß an Akzeptanz, ja Bewunderung zu erklären, mit der in der Armeeführung auf die politischen Aktivitäten des Generalstabs-

⁴³ Williamson, *Austria-Hungary*, S. 121–163.

⁴⁴ David G. Herrmann, *The Arming of Europe and the Making of the First World War*, Princeton, New Jersey 1996; David Stevenson, *Armaments and the Coming of War: Europe, 1904–1914*, Oxford 1996.

⁴⁵ Vgl. dazu: Günther Kronenbitter, *Politische Mentalität und Kriegsbereitschaft – der österreichisch-ungarische Generalstab beim Kriegsausbruch 1914*, in: Bericht über den 22. Österreichischen Historikertag in Klagenfurt 1999. Hg. v. Verband Österreichischer Historiker und Geschichtsvereine, Wien 2002, S. 46–53.

⁴⁶ Ein noch nicht komplettierter handbuchartiger Überblick zur Entwicklung der Donaumonarchie bei: Adam Wandruszka (bis 1993) bzw. Helmut Rumpler u. Peter Urbanitsch (Hg.), *Die Habsburgermonarchie 1848–1918*, bislang Bde. I–VII/2, Wien 1973–2000 [im folgenden: HM I–VII/2]. Vgl. auch: Helmut Rumpler, *Eine Chance für Mitteleuropa*, Wien 1997. Zur Außenpolitik: Williamson, *Austria-Hungary*; HM VI/1; HM VI/2; Francis Roy Bridge, *From Sadowa to Sarajevo. The Foreign Policy of Austria-Hungary 1866–1914*, London 1972; ders., *The Habsburg Monarchy Among the Great Powers, 1815–1918*, New York, Oxford u. Munich 1990; József Galántai, *Die Österreichisch-Ungarische Monarchie und der Weltkrieg*, Budapest 1979; Barbara Jelavich, *The Habsburg Empire in European Affairs, 1814–1918*, Chicago 1969.

chefs reagiert wurde. Zentraler Bezugspunkt ist daher – im Unterschied zur „Militär-geschichte von unten“⁴⁷ – die militärische Elite, genauer gesagt die Führung der k.u.k. Armee, der strategisch wichtigsten Komponente der Streitkräfte Österreich-Ungarns. Durch die Ausgleichsgesetze von 1867 waren Führungsfragen, Befehlsgewalt und die Regelung der inneren Organisation des gesamten Heeres – unter Einschluß des ungarischen – ein Vorrecht des Herrschers geblieben, die Regierungen und Parlamente beider Teile der Monarchie waren jedoch für Rekrutenbewilligung, die Regelung der Dienstzeit, die Dislozierung und die Verpflegung zuständig. Erst im folgenden Jahr wurde im Zusammenhang mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und als Zugeständnis der Krone an ungarische Wünsche ein neues Wehrgesetz beschlossen, das beiderseits der Ungarn von Österreich trennenden Leitha die Errichtung von Landwehren vorsah, die administrativ dem jeweiligen Landesverteidigungsministerium unterstanden, während für die k.(u.)k. Armee in diesen Fragen das (Reichs-)Kriegsministerium zuständig blieb.⁴⁸ Sowohl die k.k. Landwehr Cisleithaniens wie auch die k.u. Honvéd blieben aber als Akteure und als Gewaltpotential für die Abwägungen der Entscheidungsträger vor und während der Julikrise nicht annähernd so wichtig wie die gemeinsame Armee.⁴⁹ So stellte im Juli 1914 das gemeinsame Heer 32 der 48 Infanteriedivisionen und neun der elf Kavalleriedivisionen, außerdem das Gros der Artillerie, die Pionier-, Sappeur- und Verkehrstruppen.⁵⁰ Auch die Marine des Habsburgerreiches bildete, trotz der massiven Flottenrüstung Österreich-Ungarns ab 1904, einen vergleichsweise wenig bedeutsamen Faktor im Krisenmanagement der Donaumonarchie.⁵¹

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht ging mit der Schaffung eines Reserveoffizierskorps nach preußischem Vorbild einher. 1881 komplettierte die Auflösung der „Militärgrenze“, eines Sonderrechtsbezirks, der seit den Türkenkriegen dem

⁴⁷ Vgl. dazu: Ulrich, „Militär-geschichte von unten“.

⁴⁸ 1911 wurde als Geste an Ungarn das „Reichskriegsministerium“ gegen den erbitterten Widerstand des Thronfolgers in „Kriegsministerium“ umbenannt. Vgl. zum politischen Hintergrund dieser Änderung: Kap. A.III.1. Im Text wird durchgängig – pace Franz Ferdinand – der Begriff „Kriegsministerium“ (und dementsprechend „Kriegsminister“) verwendet und in den Anmerkungen, der Einheitlichkeit des Bestandes wegen, die auch im KA übliche Signatur „KM“. „Honvéd“ wird gleichbedeutend mit „k.u. Landwehr“ benutzt (entsprechendes gilt für das Ministerium und den Minister in Budapest). Das „K. und K. Ministerium des kaiserlichen und königlichen Hauses und des Äußern“ erscheint im Text in der Regel, der in diesem Kontext wichtigeren Funktion wegen, als „Außenministerium“.

⁴⁹ József Galántai, *Der österreichisch-ungarische Dualismus 1867–1918*, Budapest u. Wien 1990, S. 45–49; Johann Christoph Allmayer-Beck, *Die bewaffnete Macht in Staat und Gesellschaft*, in: HM V, S. 1–141, hier S. 81–87; Tibor Papp, *Die königlich ungarische Landwehr (Honvéd) 1868–1914*, in: HM V, 634–686, hier S. 634–646; Walter Wagner, *Die k.(u.)k. Armee – Gliederung und Aufgabenstellung*, in: HM V, S. 142–633, hier S. 352–358; Gunther E. Rothenberg, *The Army of Francis Joseph*, West Lafayette, Indiana, S. 74–78.

⁵⁰ Conrad, AMD I, S. 656–661 sowie IV, S. 224–229; *Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914–1918*. 1. Bd. *Das Kriegsjahr 1914*. Hg. v. Österreichischen Bundesministerium für Heerwesen und vom Kriegsarchiv, 2. Aufl., Wien 1931, S. 62–81; Maximilian Ehnle, *Die öst.-ung. Landmacht nach Aufbau, Gliederung, Friedensgarnison, Einteilung und nationaler Zusammensetzung im Sommer 1914* (Ergänzungsheft 9 zum Werke „Österreich-Ungarns letzter Krieg“), Wien 1934; Alfred v. Dragoni, *Die Organisation der österreichisch-ungarischen Wehrmacht in den letzten Friedensjahren*, in: MWM 63 (1932), S. 481–486. Vgl. dazu: Anhang, Tabelle 1.

⁵¹ Zur Marinerüstung Österreich-Ungarns vgl.: Kap. A.III.2.

Schutz der Südostgrenze des Habsburgerreiches gedient hatte, und die Ausdehnung der Wehrpflicht auf bislang von ihr ausgenommene Gebiete den Wechsel des Wehrsystems. Zwei Jahre später folgte die Umstellung auf die Dislozierung der Truppen in ihren Ergänzungsbereichen nach deutschem Muster, um so die Gliederung der Streitkräfte im Frieden möglichst an der für den Kriegsfall auszurichten und damit die Mobilisierung zu beschleunigen. Die Militär-Territorial-Bezirke waren daher weitestgehend deckungsgleich mit den Kommandobereichen der 16 Korps der sogenannten „Friedens-Ordre de bataille“. Nach der Einrichtung eines XVI. Korps für die Herzegowina und Dalmatien 1909 gliederte sich die k.u.k. Armee in die folgenden Korpskommandos: I. Krakau, II. Wien, III. Graz, IV. Budapest, V. Pozsony (Preßburg, Bratislava), VI. Kassa (Kaschau, Košice), VII. Temesvár (Timișoara), VIII. Prag, IX. Josefstadt (Josefov), X. Przemyśl, XI. Lemberg (Lwów, Lviv), XII. Nagyszeben (Hermannstadt, Sibiu), XIII. Agram (Zagreb), XIV. Innsbruck, XV. Sarajevo, XVI. Ragusa (Dubrovnik).⁵² Für den Kriegsfall wurden die Landstreitkräfte ab 1905 in vier, ab 1909 in sechs Armeen eingeteilt.⁵³

Neben den Kommandoebenen der Truppenkörper und Verbände in Frieden und Krieg⁵⁴ gab es militärische Institutionen, die sich regelmäßig mit Fragen des Rüstungswesens des gemeinsamen Heeres, der Kriegsplanung der Landstreitkräfte und der auswärtigen Beziehungen des Habsburgerreiches auseinandersetzten: die Militärkanzlei Seiner Majestät des Kaisers (und Königs), die angesichts der Verfassungslage wichtige Koordinationsaufgaben in allen militärpolitischen Belangen besaß, zumal der Monarch 1895, nach dem Tod Erzherzog Albrechts, auch noch persönlich den Oberbefehl über die Streitkräfte übernommen hatte; das ab 1908 ebenfalls offiziell als Militärkanzlei bezeichnete Pendant für den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, der 1898 „zur Disposition des allerhöchsten Oberbefehls“ gestellt und mit weitreichenden Inspektionsrechten ausgestattet worden war, bevor er 1913 zum „Generalinspektor der gesamten bewaffneten Macht“ ernannt wurde; die Spitzen und eine Reihe von Abteilungen des Kriegsministeriums; schließlich der seit 1906 – mit rund einjähriger Unterbrechung 1911/12 – von Franz Conrad von Hötzendorf geleitete Generalstab, der die Operationspläne der gesamten Landstreitmacht der Habsburgermonarchie vorbereitete.⁵⁵ Ihrer innermilitärischen Sozialisation nach gehörten die meisten der in diesen Institutionen mit wichtigen Kompetenzen ausgestatteten Offiziere zu den „Generalstäblern“. Eine Untersuchung der Armeeführung als Gruppe muß daher beim Sozialprofil dieser Elite innerhalb des Offizierskorps ansetzen und deren Karrierewegen nachgehen.

⁵² Vgl. dazu: Anhang, Karte 1. Das Militärkommando Zara (Zadar) wurde 1909 mit dem südwestlichen Teil des XV. Korpsbereichs zum Bereich des neugeschaffenen XVI. Korps mit Kommandositz in Ragusa zusammengelegt. Ortsnamen werden im folgenden nach dem zeitgenössischen Wortgebrauch der k.u.k. Armee wiedergegeben; zur Erleichterung der geographischen Zuordnung werden, falls erforderlich, die heute gültigen oder die im Deutschen üblichen Formen mit angegeben.

⁵³ Wagner, *Armee*, S. 395–399.

⁵⁴ Vgl. dazu: Anhang, Tabelle 1.

⁵⁵ Dazu: H[ugo] Schmid, *Heerwesen*. 2. Teil. Österreich-Ungarn, 2. Aufl., Wien 1914, S. 164–175; Wagner, *Armee*, S. 363–373. Auf eine Darstellung des Institutionengefüges und der Organisationsgeschichte wird hier verzichtet. Umfassend dargestellt findet sich beides in: Ebd. S. 352–633.

Teil A
Kriegsvorbereitung – Ideal und Realität

Kapitel I

Militärelite in der Krise

1. Rekrutierung: „Tornisterkinder“ unter sich

Am 24. Mai 1913 wurde in Wien der Oberst im Generalstab Alfred Redl als feindlicher Agent enttarnt. Mit Verblüffung und Entsetzen reagierte die Führung des Generalstabs der k.u.k. Armee darauf, daß damit ausgerechnet der frühere Leiter der Kundschaftsgruppe des Evidenzbüros, des Spionagedienstes der Landstreitkräfte, militärische Geheimnisse an potentielle Kriegsgegner verraten hatte. Durch den Generalmajor Franz von Höfer, den stellvertretenden Chef des Generalstabs, den Chef des Evidenzbüros August von Urbański, den Leiter der Kundschaftsabteilung Maximilian Ronge und einen Militärrichter wurde Redl verhört und zum Selbstmord aufgefordert. Noch im Laufe der Nacht auf den 25. Mai erschoss sich Redl. Die weiteren Nachforschungen ließen den Schaden ahnen, der im Laufe von Jahren der Sicherheit des Habsburgerreiches aus dem Verrat erwachsen war. Redl, Mitarbeiter des Evidenzbüros schon von 1900 bis 1905 und von 1907 bis 1911 sogar dessen stellvertretender Leiter, hatte spätestens ab 1907 Rußland, später auch Italien und Frankreich mit Geheiminformationen beliefert. Kriegsplanungen des Generalstabs und das Agentennetz des Evidenzbüros zählten zu den von Redl verkauften Geheimnissen.¹

Zu alledem kam noch der Prestigeverlust, den der Spionageapparat durch den Fall Redl erlitt. Trotz aller Bemühungen gelang es nämlich nicht, die Affäre zu vertuschen. Auch wenn an der Darstellung Erwin Kischs Zweifel angebracht sind, der für sich in Anspruch nahm, von den schönsten Zufällen begünstigt, den nachrichtendienstlichen Hintergrund von Redls Selbstmord ans Licht der Öffentlichkeit gebracht zu haben,² so ist die nicht sehr geschickte Behandlung des Falles durch das Evidenzbüro jedenfalls belegbar. Etwa ein Jahr nach der Enttarnung Redls tauchten sogar in einem aus seinem Nachlaß versteigerten Fotoapparat die Ablichtungen geheimer Unterlagen auf, die die Ermittler schlicht übersehen hatten. Erzherzog Franz Ferdinand, als Thronfolger und seit 1913 als Generalinspektor der gesamten bewaffneten Macht von

¹ Georg Markus, *Der Fall Redl. Mit unveröffentlichten Geheimdokumenten zur folgenschwersten Spionage-Affaire des Jahrhunderts*, Wien u. München 1984; Albert Pethö, *Agenten für den Doppeladler. Österreich-Ungarns geheimer Dienst im Weltkrieg*, Graz u. Stuttgart 1998, S. 227–238, 382–390 (Anm. 936–983). Vgl. zum Fall Redl auch: Kap. A.IV.1.

² Pethö, *Agenten*, S. 385 f. (Anm. 949); Egon Erwin Kisch, *Der Fall des Generalstabschefs Redl*, 2. Aufl., Berlin 1924. Vgl. auch: Stefan Zweig, *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*, Frankfurt am Main 1996 [Erstausgabe 1944], S. 237–241.

immer größerem Einfluß in den Streitkräften, hatte schon die Behandlung des Spionagefalls und als überzeugter Katholik insbesondere die Aufforderung zum Selbstmord sehr mißbilligt. Die Entdeckung des Fotomaterials machte aus der Sicht des Erzherzogs das Maß voll. Franz Ferdinand erzwang die Suspendierung Urbańskis, den schließlich nur die Ermordung des Thronfolgers in Sarajevo vor der Versetzung in den Ruhestand bewahrte.

Der Fall Redl beschädigte nicht nur das Ansehen des Evidenzbüros, sondern das des gesamten Generalstabs. Die Untersuchungen wiesen eindeutig auf finanzielle Motive für Redls Verrat, der das Geld benutzte, um sich und seinen Liebhabern einen luxuriösen Lebensstil zu ermöglichen. Die Homosexualität des Verräters,³ vor allem aber die ihm nachgesagte Geldgier legten die Frage nahe, wie es möglich gewesen war, daß Redl im Generalstabdienst glänzende Karriere gemacht hatte, mit der Aussicht, seine Laufbahn mit der Ernennung zum Chef des Evidenzbüros zu krönen. Armeeintern und in der Öffentlichkeit wurde die Affäre als Zeichen dafür gewertet, daß in den Führungsstäben der österreichisch-ungarischen Landstreitkräfte die Motivation und letztlich die Auswahl der Offiziere nicht in ausreichendem Maß ihrer besonderen Verantwortung entsprachen.⁴ Der Skandal intensivierte eine Diskussion, die schon längere Zeit geführt worden war, und machte die Krise augenfällig, in der die Elite innerhalb der von den Offizieren gebildeten Militärelite, das Generalstabskorps, schon seit längerem steckte.⁵ Unvergessen war u. a. die Affäre um den Oberstleutnant Adolf Hofrichter, der 1909 durch Giftmord an Konkurrenten seinen Weg in den Generalstab hatte ebnen wollen.

Nach der Absolvierung der Kriegsschule und bei Übernahme in den Generalstab standen den Angehörigen des Generalstabskorps die Spitzenpositionen der Landstreitkräfte offen, sehr zum Ärger der Truppenoffiziere, deren Beförderungschancen erheblich geringer waren. Hofrichter, von dessen Kriegsschuljahrgang nur knapp ein Fünftel als Hauptleute dem Generalstab zugeteilt wurden, plante, zwölf unmittelbar vor ihm plazierte Mitabsolventen umzubringen, in einem Fall mit Erfolg. Hofrichter versuchte, Zyankalitabletten in angeblichen Werbesendungen als Potenzmittel an den Mann zu bringen. Die Liste der bald eruierten Empfänger der Gratisprobe lenkte schließlich den Verdacht der ermittelnden Beamten mit zwingender Logik auf Hofrichter. Der für den Fall zuständige Militärauditor Kunz, dem Militärrechtswesen der Armee entsprechend Ankläger und Richter in einer Person, verwies auf die besondere Perfidie, die in der fingierten Reklamebotschaft läge, denn „ein Mittel etwa gegen Magenbeschwerden, Zahnschmerzen, Katarrh und dgl., [...] das hätte kaum jemand genommen.“ Kunz schilderte Hofrichter als verhätscheltes Bürgerkind, Verführer und Heiratsschwindler, als falschzüngigen Streber und skrupellosen Ehrgeizling. „Tücke

³ „Der Fall Redl und das Kriegsministerium“, Die Vedette vom 31. 5. 1913; „Die Wahrheit über Redl“, Militärische Rundschau vom 5. 6. 1913.

⁴ „Der Oberst und das Heer“, Übersetzung aus Pesti Napló vom 31. 5. 1913, KM Pressedienst 1913 268; „Die Affäre“, DAZ vom 5. 6. 1913; „Kritische Bemerkungen“, Die Zeit vom 6. 6. 1913; MKSM 1913 28–2/25; MKFF 1913 43–6/9; MKFF 1913 30–11.

⁵ Reservatkorpsbefehl 5 vom 21. 11. 1907 betreffend Spionagefall Firbas (Oberlt IR 3, zugeteilt dem Gstb) und Reservatkorpsbefehl 6 vom 11. 6. 1913 betreffend Spionagefall Redl, beide in: Gstb DirB K. 667.

und Feigheit“ seien „die hervorstechendsten Merkmale seines Charakters“, nicht die „männliche Geradheit und Tapferkeit“, die den Offizier auszeichnen solle.⁶

Das Aufsehen, das die Affäre verursachte, war enorm und bot den Nährboden für Gerüchte über Spuren, die auf andere Täter hinwiesen und über Unkorrektheiten der Militärjustiz.⁷ Bemerkenswert mußte aber auch erscheinen, daß ein junger Mann mit solchen Charakterschwächen die Kriegsschule „mit sehr gutem Erfolg“ absolvieren und im Dienst beste Beurteilungen seiner „hervorragenden, guten persönlichen Eigenschaften“ erhalten konnte.⁸ Aus Informationen seiner Kameraden ließ sich folgern, daß Hofrichter das Produkt eines überzogenen Ausleseprinzips war, das abprüfbares Fachwissen in den Vordergrund stellte. In Kadetten- und Kriegsschule hatte Hofrichter reüssiert, aber auf Kosten seiner psychischen Verfassung. „Die Freqüentierung der Kriegsschule, dieser höchsten militärischen Fachschule, erfordert Leute mit ganz gesunden Nerven und vollstem moralischen Gleichgewichte. Wo diese Kardinaltugenden den zum Generalstabsoffizier bestimmten Herren fehlen, da erfolgt früher oder später immer der Zusammenbruch.“⁹ Zwar unterschied sich der Fall Hofrichter in vielem von der Redl-Affäre, aber gemeinsam war beiden Skandalen doch, daß die charakterliche Eignung des Generalstabsnachwuchses vor aller Öffentlichkeit in Frage gestellt schien.¹⁰

Um die moralisch nicht unbedenkliche Attraktivität des Generalstabskorps zu begreifen und um die Tragweite der Diskussion um die „Flaschengrünen“ einschätzen zu können, wie die Angehörigen des Generalstabskorps in der k.u.k. Armee nach der Farbe des Waffenrocks genannt wurden, den Generalstabsoffiziere bis 1908 trugen, ist es notwendig, sich zu vergegenwärtigen, wie groß der Anteil der Generalstabsoffiziere in den höchsten Rängen des Offizierskorps war. 1911 standen 15608 Oberoffiziere (Leutnants, Oberleutnants, Hauptleute und Rittmeister), 2203 Stabsoffiziere (Majore, Oberstleutnants, Oberste) und 245 Generaloffiziere (Generalmajore, Feldmarschalleutnants, Generale der Infanterie und der Kavallerie sowie Feldzeugmei-

⁶ Kunz, Abschrift des rechtlichen Vortrages in der Strafsache gegen Oberleutnant Adolf Hofrichter des Infanterieregimentes Nr. 14 von Qualifikation an, 21. 5. 1910, MGA 1910 58-1/1, in: MGA Hofrichter K. 1.

⁷ Vgl.: Markus, Redl, S. 36f.; Gustav Zechmeister, „Die Thronverschwörung – Präventivkrieg, Kriegsverhütung und Wirtschaftspolitik Österreich-Ungarns vor dem Ersten Weltkrieg – anhand eines historischen Kriminalfalls rekonstruiert“, Ms. [Wien 1984], Ms. Allg. 277/1-3 (mit einer unklaren Konspirationsvermutung) [vgl. dazu auch den Hinweis auf eine Fernsehsendung des Österreichischen Rundfunks vom 10. 6. 1984 unter dem Titel „Der Leutnant und sein Richter“ in: „Adolf H. – Mörder oder Opfer?“, HörZu Heft 23 (1984), S. 2f., Ms. Allg. 277/4]; „Neue Beweise für die Unschuld Hofrichters“, Wiener Sonn- und Montagszeitung vom 6. 12. 1909, Beilage 1; „Die Wiener Giftmordaffäre in Zagreb“, Agramer Tagblatt vom 4. 3. 1910, KM Pressedienst 1910 65; „Hofrichter-Affaire in Nagykanisza“, Übersetzung aus Zala vom 22. 3. 1910, KM Pressedienst 1910 73; „Folter!“, Übersetzung aus A Nap vom 3. 5. 1910, KM Pressedienst 1910 127; Jaroslav Kunz, Da wir in Österreich dienten ... Erinnerungen, Prag o.J., S. 15f.

⁸ Qualifikationsliste Hofrichter, Abschrift, Bst 1914 145, in: MGA Hofrichter K. 1.

⁹ „Das Giftmordattentat auf den Generalstab“, Sarajevoer Tagblatt vom 28. 11. 1909, KM Pressedienst 1909 417.

¹⁰ Dazu der Vorschlag, die Einschätzung der charakterlichen Qualitäten des Generalstabsnachwuchses den Truppenoffizieren anzuvertrauen: Boog, Studie über eine „Würdigkeitsklärung für den Generalstab“, in: Gstb OpB K. 800. Vgl.: Gstb 1913 36-2/18.

ster) im aktiven Dienst der k.u.k. Armee.¹¹ Der Friedensstand des Generalstabs betrug insgesamt 669 Offiziere, wovon fünf Generale, 203 Stabsoffiziere und 211 Hauptleute des Generalstabskorps waren, während es sich bei den übrigen Offizieren des Generalstabs um zugeteilte Oberleutnants und kommandierte Stabs- und Oberoffiziere handelte.¹² Daneben existierten mit dem Artillerie- und dem Geniestab Spezialstäbe. Auch die Adjutanten und Ordonnanzoffiziere wurden den Spezialstäben zugezählt. Die im Vergleich zur Gesamtzahl der Offiziere verschwindend geringen Zahlen täuschen, denn die eigentliche personalpolitische Bedeutung des Generalstabskorps lag darin, daß sich aus seinen Reihen ein großer Teil der Armeeführung rekrutierte.¹³

Vom Obersten aufwärts mußten die Generalstabsoffiziere in das Beförderungssystem der Truppe eingeschoben werden, wo sie den „Troupiers“ die Karrierechancen verbauten. Alle Forderungen nach Abhilfe konnten daran nichts ändern.¹⁴ Zu den wenigen Hauptleuten und Stabsoffizieren des Generalstabskorps zu gehören, bot somit deutlich bessere Karrierechancen, denn diese durften damit rechnen, wesentlich schneller den Rang eines Oberstleutnants zu erreichen. Statt elfeinhalb oder zwölf Jahre als Hauptmann und vier Jahre als Major betrug die Wartezeiten bei den Beförderungen im Herbst 1911 für den Generalstab nur acht bis neun Jahre in der Charge eines Hauptmanns und drei bis dreieinhalb Jahre in der eines Majors. Von der spürbaren Verbesserung der Beförderungschancen in den letzten Vorkriegsjahren profitierten Troupiers wie Generalstäbler, und so blieb dieser Vorsprung erhalten.¹⁵ Das bedeutete auch, daß das Ziel, bis zum Ende der Dienstzeit nicht nur Oberst zu werden, sondern sogar noch in eine Generalscharge vorzurücken, für Generalstabsoffiziere erreichbar blieb, als in den letzten Vorkriegsjahren eine Verjüngung der Offiziere in höheren Rängen angestrebt wurde.¹⁶ Die Bezahlung der Offiziere der k.u.k. Armee war im europäischen Vergleich eher schlecht. Nach der Gebührenerhöhung im Herbst 1908 bezog ein Leutnant 2000, ein Hauptmann 3600, ein Oberst 8800 und ein Feldmarschalleutnant 16000 Kronen im Jahr. Die Spitzen der Armeehierarchie, die Generale der Infanterie und der Kavallerie sowie die Feldzeugmeister erhielten das Neunfache der Leutnantsgebühr.¹⁷ Nur die höheren Ränge waren im Ruhestand

¹¹ István Deák, *Der K.(u.)K. Offizier 1848–1918*, Wien, Köln u. Weimar 1991, S. 204. Vgl. dazu: Anhang, Tabelle 2.

¹² Karl Glückmann, *Das Heerwesen der österreichisch-ungarischen Monarchie*, 12. Aufl., Wien 1911, S. 295.

¹³ Vgl.: Georg Zivkovic, „Alt-Österreichs Heerführer. Stellenbesetzung in Heer, Landwehr und Kriegsmarine 1541 bis 1918“, Ms., Kopie, B/1457:1.

¹⁴ MKFF 1914 43–14/6; „Die Miseren des Avancements. Generalstabs- und Truppenoffiziere“, Übersetzung aus Pesti Hirlap vom 11. 4. 1914, KM Pressedienst 1914 196; „Proskription von Stabsoffizieren. Maßregeln zur Besserung des Avancements“, DAZ vom 31. 8. 1911; „Prätorianer und Heloten in der Armee. Ein Notschrei aus der Truppe“, Die Vedette vom 9. 1. 1907; R. v. K., „Der Generalstab und das Avancement der Truppenoffiziere. Ein Vorschlag“, Die Vedette vom 25. 3. 1914.

¹⁵ V[on] Löbell's Jahresberichte über das Heer- und Kriegswesen 38 (1911), S. 164 und 40 (1913), S. 162.

¹⁶ „Das Mai-Avancement 1914“, DAZ vom 30. 4. 1914; „Laienphilosophie über das Avancement“, DAZ vom 4. 12. 1913.

¹⁷ H. v. Bülow, *Zweiteilung oder Gemeinsames Heer?*, Wien 1908, S. 116f.; Löbell's Jahresberichte für das Heer- und Kriegswesen, 35 (1908), S. 184. Vgl. auch: Deák, *Offizier*, S. 145–149.

auch mit Familie und ohne eigenes Vermögen vor Geldnöten einigermaßen sicher. Selbst die Witwen und Waisen von Generalen konnten dennoch in Armut geraten,¹⁸ und um so drückender waren die Existenzsorgen vieler Offiziere mit Familie, die im Truppendienst alt geworden waren, ohne Aussicht, noch in die höheren Rangklassen aufzusteigen. Die Abneigung der Troupiers gegenüber den privilegierten und – wie die Fälle von Hofrichter und Redl zeigten – nicht immer vorbildlichen Generalstabs-offizieren beruhte auch auf einem sehr konkreten Interessengegensatz.¹⁹

Nach den Angaben der Rangliste von 1913 waren 72 von 142 Obersten, 110 von 183 Generalmajoren und 87 von 101 Feldmarschalleutnants Absolventen der Kriegsschule oder der mit ihr vergleichbaren Artillerie- und Geniekurse. Für die 54 Generale der Infanterie und der Kavallerie sowie Feldzeugmeister, die den entsprechenden Spitzenrang in der Artillerie und in der Geniewaffe bekleideten, sind die Angaben der Beurteilungsliste nur für 22 Offiziere vollständig, von denen jedoch 19 eine der drei Schulungseinrichtungen für den Führungsnachwuchs durchlaufen hatten.²⁰ Aus anderer Quelle ergänzt, ergibt sich für die 48 Generale bzw. Feldzeugmeister, die nicht als Erzherzoge besonders schnell befördert worden waren, eine Zahl von 42 Absolventen der Kriegsschule und des höheren Genie- sowie Artilleriekurses.²¹ Nach einer Aufstellung vom Frühjahr 1914 entstammten 70,4% der Generale der Infanterie bzw. der Kavallerie und Feldzeugmeister dem Generalstab. 86,2% der Feldmarschalleutnants kamen wie 56,7% der Generalmajore ebenfalls aus dem General-, dem Artillerie- oder dem Geniestab. Dieser Erhebung zufolge rekrutierten sich überdies bei der Infanterie 30%, bei der Kavallerie 23,8% und bei der Artillerie 26,4% der Regimentskommandanten der gemeinsamen Armee aus den Stäben.²²

Noch deutlicher wird die Sonderstellung der in den Generalstab übernommenen Kriegsschulabsolventen, wenn man berücksichtigt, daß sie schon in den Stabsoffizierschargen einflußreiche Positionen besetzten.²³ In den Militärkanzleien des Kaisers und des Thronfolgers, in den Büros des Generalstabs, als Adjutanten, Generalstabschefs eines der 16 Korps und als Militärattachés sowie in einigen Abteilungen des Kriegsministeriums bot sich ihnen Gelegenheit, an sicherheitspolitischen und strategischen Fragen zu arbeiten. Sektionschefs, Armeeinspektoren und Korpskommandanten bekleideten im Gegensatz dazu besonders hohe Ränge, hatten mit diesen jüngeren Offizieren in den hierarchisch weniger glanzvollen Stellungen jedoch die Generalstabslaufbahn gemeinsam. Mit Ausnahme des Generaladjutanten des Kaisers, eines Flügeladjutanten und eines Militärattachés hatten alle 97 Offiziere, die nach dem Militärschematismus für 1913 eine der genannten Positionen bekleideten, die

¹⁸ Dazu z. B. die Hofgesuche Nr. 139 (GdI-Waise Versbach) und Nr. 286 (FML-Waise Schütte): MKSM Referate K. 1472.

¹⁹ Gstb 1913 36–2/18 (Reservatkorpsbefehl 8 vom 18. 12. 1913, Entwurf mit Anlage); Deák, Offizier, S. 180–187.

²⁰ MKFF K. 186 (Generale und Oberste 1913).

²¹ Alexander Duschnitz u. S.F. Hoffmann (Hg.), *Der Oberste Kriegsherr und sein Stab. Die k.u.k. Wehrmacht in Wort und Bild 1908*, Wien 1908. Vgl.: Rudolf Jeřábek, Potiorek. General im Schatten von Sarajevo, Graz, Wien u. Köln 1991, S. 14.

²² MKFF 1914 43–1/39. Vgl.: „Der Werdegang unserer Generale“, DAZ vom 19. 1. 1911.

²³ Vgl.: Rang- und Einteilungsliste des Generalstabes, Wien 1909; Max Csicsics, „Lebenserinnerungen“, 1927–35, Ms., B/198:1, fol. 375–381.

Kriegsschule bzw. den Artillerie- oder Geniekurs besucht und zum weitaus größten Teil im Generalstab gedient.²⁴

Anhand zweier Stichproben aus der Masse der Leutnants der Jahre 1870 und 1900 hat István Deák das Sozialprofil der Offiziere der k.u.k. Armee herausgearbeitet. Die von ihm gewonnenen Daten über Herkunft, Ausbildung und Karrieremuster bilden die Grundlage, um die Charakteristika der Angehörigen der Armeeführung zu bestimmen, einer „kleine[n] Elite innerhalb einer Elite“²⁵. Vom Militärschematismus ausgehend, griff Deák jeden zehnten der in den Ranglisten für 1871 und 1901 verzeichneten Leutnants des aktiven Dienstes heraus und wertete für diese jeweils rund 500 Fälle die Personalunterlagen aus, die bis 1870 Conduite-, dann Qualifikationslisten genannt wurden und neben Angaben zu Herkunft, Familienstand und teilweise zu den Vermögensverhältnissen vor allem die Beschreibung von Dienstverwendungen und die Beurteilungen der gezeigten Leistungen durch die Vorgesetzten enthalten. Ergänzt durch einzelne zusätzliche Akten, etwa der Militärjustiz, durch zeitgenössische statistische Übersichten – insbesondere die „Militärstatistischen Jahrbücher“ – und zwei Vergleichsstichproben aus dem Kreis der Offiziere der k.u. Honvéd bietet dieses Material die Basis der bislang besten Darstellung der sozialen Wirklichkeit des Offizierskorps.

Der Nationalitätenstreit und die Auseinandersetzung um die Ausgestaltung des Verhältnisses Ungarns zu Österreich prägten die Tagespolitik der Habsburgermonarchie in besonderer Weise und haben daher auch das Interesse der Historiographen gefunden. Der letzten offiziellen Vorkriegsstatistik zufolge waren unter den aktiven Berufsoffizieren vom Leutnant bis zum Oberst bei der Infanterie 72%, bei der Kavallerie 67% und bei der Artillerie 88% Deutsche.²⁶ Die Erhebung der Angaben zur Nationalität der künftigen Offiziere beruhte auf der Selbstetikettierung bei der Aufnahme der Personalien im Klassenverband der Militärschule. Da hier die Jugendlichen stark unter dem Einfluß von Gruppenstimmung und Lehrer standen, sind die so gewonnenen Daten mit Vorsicht zu gebrauchen.²⁷ Unter dem Gesichtspunkt der Patronage waren klare Zahlen aber politisch interessant. Einer allerdings erst nach dem Ende des Ersten Weltkriegs zusammengestellten statistischen Übersicht zufolge

²⁴ Dazu hier und im folgenden die Daten über Herkunft und Bildungsweg der Mitglieder der Armeeführung (Anfang Dezember 1912): Anhang, Tabelle 3. Unter den 1587 Absolventen der Kriegsschule der Aufnahmejahre 1852–1890 erreichten bis 1902/03 25,1% den Rang eines Generals, 31,6% den eines Obersten oder Oberstleutnants: Gernot Stimmer, *Eliten in Österreich 1848–1970*, 2 Bde., Wien, Köln u. Graz 1997, hier I, S. 228 (auf der Basis von: Die K. und k. Kriegsschule 1852–1902. Hg. v. der k. und k. Kriegsschule, Wien 1903, S. 39–156).

²⁵ Deák, *Offizier*, S. 36. Zur Binnendifferenzierung und den Karrieremustern im Offizierskorps vor dem Ausgleich: Antonio Schmidt-Brentano, *Die Armee in Österreich. Militär, Staat und Gesellschaft 1848–1867*, Boppard am Rhein 1975, S. 433–469.

²⁶ Präsenz- und Urlauberstand der Stabs- und Oberoffiziere nach Nationalität und Religion Ende 1911 in Verhältniszahlen, Tabelle IX, in: *Militärstatistisches Jahrbuch für das Jahr 1911*, Wien 1912, S. 186 f. Das *Militärstatistische Jahrbuch für das Jahr 1912*, Wien 1914 wurde zwar fertiggestellt, aber nicht mehr ausgegeben. Zur Verzögerung der Herausgabe bis 1914 u. a.: *TMK III. Abteilung 1912 Nr. 518*.

²⁷ Ludwig Hesshaimer, *Miniaturen aus der Monarchie. Ein k.u.k. Offizier erzählt mit dem Zeichenstift*. Hg. v. Okky Offerhaus, Wien 1992, S. 23 f. Die Annahme, daß die Truppenkörper die Statistiken geliefert haben, bei: Robert Nowak, „Die Klammer des Reichs“, 1964, Ms., B/726:1, fol. 4f.

ließ sich sehr exakt bestimmen, welche Mitarbeiter des Kriegsministeriums welcher Nationalität angehörten. Für den Anfang des Jahres 1914 wurde so ein Anteil nicht-deutscher Offiziere von 195 aus 614 ermittelt, zumeist in nachgeordneten Positionen und oft in Arbeitsbereichen, die gesonderte Laufbahnen vorsahen, wie Rechtswesen oder Intendanz. Stimmig war die Zuordnung nicht immer.²⁸ Das Übergewicht der Offiziere „deutscher Volkszugehörigkeit“, das aus der Statistik hervorgeht, ist dennoch kaum zweifelhaft. Bemerkenswert ist die auch durch eine neuere Studie belegte Tatsache, daß der Anteil der Magyaren zwar wuchs, aber doch weiterhin ausgesprochen gering blieb. Innerhalb der Länder der Stephanskrone waren es gerade jene Gebiete mit starken serbischen, kroatischen oder deutschen Bevölkerungsgruppen, aus denen besonders viele Nachwuchsoffiziere stammten.²⁹

Auch Deák geht auf die national-ethnische Zusammensetzung des Offizierskorps ein. Auffallend ist dabei, daß er bei der Analyse seiner Stichprobe für 1900/1901 zu dem Ergebnis kommt, daß damals der Anteil der Deutschen bei 55%, der der Ungarn bei 9,1% und der Slawen bei 16,7% lag. Er weicht damit von den offiziellen Statistiken ab, die, wie erwähnt, rund 80% der Offiziere als Deutsche einstufen. Die von Deák ermittelten Werte lassen den Unterschied zwischen der ethnisch-nationalen Zusammensetzung der Bevölkerung bzw. der Mannschaften auf der einen und der der Berufsoffiziere auf der anderen Seite etwas weniger kraß erscheinen. Dennoch stellten die Deutschen auch nach dieser Berechnung immer noch weit mehr Berufsoffiziere als ihrem Anteil an den Mannschaften entsprach, der laut Militärstatistik 1897 nur 28,3% und 1910 noch 25,2% ausmachte. Für 16,2% der Offiziere seiner Stichprobe gibt Deák eine gemischte Nationalität an. Zur Hauptthese Deáks, daß das Offizierskorps der k.u.k. Armee jenseits der Nationalismen gestanden habe, passen die von ihm gewonnenen Zahlen zweifellos besser.³⁰

Da die Verfahren der zeitgenössischen Militärstatistiker fragwürdig sind und die erhaltenen Personalakten eine ethnisch-nationale Selbst- oder Fremdzuzuordnung nicht enthalten, stützt Deák seine Berechnungen auf andere Angaben in den Personalunterlagen, u. a. Name und Religion, Geburtsort und Heimatzuständigkeit. Die Auswertung der Qualifikationslisten der Gruppe der dienstlich mit sicherheitspolitischen Fragen regelmäßig konfrontierten Offiziere des Jahres 1912/13 hat gezeigt, daß es oft schon schwer ist, die jeweilige Muttersprache präzise festzustellen. Die Dienst-

²⁸ „Statistiken zu Nationalitätenverteilung in Zentralbehörden“ in Wien (also zuständig für Österreich-Ungarn und Österreich), AVA, NL Riedl K. 71 Nr. 389 (nach Ende des Weltkrieges erstellt; Beamte am 1. 1. 1914).

²⁹ László Mihály Alföldi, Die Generale magyarischer Nationalität im k.u.k. Heer von 1890 bis 1914, Diss. Innsbruck 1970, S. 302; Tibor Hadju, A közös hadsereg magyarországi tisztjeinek nemzeti, vallási, szülőhely szerinti megoszlása a dualizmus korában, in: Századok 131 (1997), S. 1223–1264, hier S. 1238–1246, 1256, 1259f. Für die Übersetzung der Statistiken danke ich Friedrich Gottas (Salzburg).

³⁰ Deák, Offizier, S. 216–224. Dazu auch: István Deák, The Ethnic Question in the Multinational Habsburg Army, 1848–1918, in: N.F. Dreisziger (Hg.), Ethnic Armies. Polyethnic Armed Forces From the Time of the Habsburgs to the Age of the Superpowers, Waterloo, Ontario 1990, S. 21–49; Norman Stone, Army and Society in the Habsburg Monarchy, 1900–1914, in: Past and Present 33 (1966), S. 95–111; Lars-Holger Thümmel, Nationalismus im österreichischen Berufsoffizierskorps in der Zeit von 1848/49 bis 1914, in: Zeitschrift für Heereskunde 59 (1995) Nr. 377, S. 102–114.

sprache der k.u.k. Armee war deutsch, und jeder Offizier mußte sie beherrschen. Um sich mit Soldaten, die Deutsch nicht verstanden und/oder nicht sprachen, verständigen zu können, wurde von den Offizieren außerdem erwartet, die Sprachen, die im jeweiligen Regiment von mindestens 20% der Mannschaft gesprochen wurden, wenigstens „zum Dienstgebrauch genügend“ innerhalb von drei Jahren zu erlernen. Die Sprachkenntnisse wurden deshalb – zumeist in sehr freundlicher Bewertung der Fähigkeiten – in den Personalunterlagen vermerkt, und so ist es immerhin zulässig, davon auszugehen, daß eine Sprache, die mit den Bemerkungen „zum Dienstgebrauch genügend“, „spricht“ bzw. „schreibt etwas“ oder gar nur „notdürftig“ verzeichnet ist, nicht sonderlich geläufig war.³¹

Mit entsprechender Vorsicht kann auf diesem Weg erschlossen werden, daß für mindestens 68 der 97 Offiziere Deutsch die geläufigste Sprache war.³² Ob es sich dabei auch jeweils um die Muttersprache handelte, ist nur in manchen Fällen anhand von Schulzeugnissen herauszufinden. Die überwiegende Mehrheit beherrschte jedenfalls, den Beurteilungen ihrer Sprachkenntnisse zufolge, das Deutsche besser als jede andere Sprache, und nur einige wenige gehörten als Kinder offenkundig anderen Sprachgruppen an. Diese Zuordnung hat nichts mit ethnischen Kriterien zu tun, zumindest nicht, wenn darunter der Aspekt der Abstammung inbegriffen sein soll. Schon anhand der Qualifikationslisten wird deutlich, daß Sprachbeherrschung, Name und Geburtsort sowie Heimatzuständigkeit häufig gerade nicht so zusammenspielen, daß eine nachträgliche Zuordnung zu einer ethnisch-nationalen Gruppe möglich wäre.³³ Dies entspricht auch den Überlegungen Deáks. Da eine solche quasi-objektive Zuschreibung ethnisch-nationaler Identität ohnehin eher den Fragestellungen der Zeitgenossen als denen der Historiographie entspricht, ist dieser Mangel an unzweideutigen quantitativen Ergebnissen zu verschmerzen.

Leichter als die Zugehörigkeit zu einer Nationalität ist die religiös-konfessionelle Zuordnung der Offiziere festzustellen. Das Dienstreglement betonte zwar die Bedeutung der „Gottesfurcht“ für Moral und Pflichtbewußtsein des Soldaten und untersagte die Herabwürdigung religiöser Bekenntnisse und Praktiken, schrieb aber nicht ausdrücklich die Zugehörigkeit zu einer Religionsgemeinschaft vor.³⁴ In der Praxis wurde aber von aktiven Offizieren trotzdem verlangt, sich zu einer anerkannten religiösen Gruppierung zu bekennen.³⁵ Unter den ausgewählten 97 Offizieren in Führungspositionen der Jahre 1912/13 waren nach den vorhandenen Unterlagen 85 Katholiken, sieben Protestanten – drei davon Reformierte –, ein Unierter und zwei

³¹ Zur verbreiteten Praxis der Gefälligkeitsgutachten: Conrad, AMD I, S. 330.

³² Die Auswertung der Angaben zu den Sprachkenntnissen erhebt keinen Anspruch darauf, eine ethnisch-nationale Zuordnung zu liefern, die jedoch angesichts der weiter unten geschilderten weitgehenden Selbstrekrutierung des Militärs ohnehin fragwürdig wäre. Der Vorstand der 7. Abteilung des KM Árpád Kiss de Nagy-Sitke beherrschte Ungarisch laut Personalunterlagen nur „zum Dienstgebrauch genügend“, und beim späteren Kommandanten des IV. Korps FML Carl Tersztyánsky von Nádas wurde noch 1881 festgehalten, Ungarisch spreche er „etwas“. Dennoch firmieren beide als Magyaren bei: Alföldi, Generale, S. 142–146, 245–253.

³³ Als Beispiele können die Qualifikationslisten von Erwin Jellenich und Paul Freiherr Puhallo von Brlog dienen.

³⁴ I. Teil, § 2, Punkte 12–14, Dienst-Reglement für das kaiserlich-königliche Heer. Erster Theil, Wien 1873, S. 10f.

³⁵ Dazu der Fall Kerl: MKFF 1913 43–10/1.

Orthodoxe, was weitgehend mit den Verhältnissen im Offizierskorps insgesamt übereinstimmt.³⁶ Noch deutlicher, als es dem Bevölkerungsanteil von nur knapp 66% entsprochen hätte, dominierten nämlich nach der Statistik für 1911 Katholiken mit 86% in den Reihen der Berufsoffiziere. Protestanten Augsburgischer Konfession waren relativ gesehen mit beinahe 8% noch wesentlich stärker überrepräsentiert, während Reformierte etwas, Juden, Unierte, Orthodoxe und Moslems auffallend unterrepräsentiert blieben.³⁷ Ungarische Reformierte fanden sich dafür in relativ großer Zahl unter den Honvéd-Offizieren, während sich sonst meist das Bildungsgefälle innerhalb der Monarchie in diesen Zahlen widerspiegelt. Im Fall der Moslems wirkte sich zudem aus, daß in Bosnien und der Herzegowina die Wehrpflicht erst 1882 eingeführt worden war.³⁸

Anders lagen die Dinge beim Anteil der Berufsoffiziere jüdischen Glaubens. Die Integration von Juden in den Streitkräften der Donaumonarchie gilt als weit fortgeschritten, vor allem wenn man die Situation in Deutschland zum Vergleich heranzieht. Der Prozentsatz von Juden unter den Reserveoffizieren war mit 17% im Jahre 1911 beinahe viermal so hoch wie in der Gesamtbevölkerung. Da gymnasiales Bildungsniveau und lange Zeit auch ausreichendes Vermögen dafür notwendig waren, den Präsenzdienst als Einjährig-Freiwilliger abzuleisten, um dann die Reserveoffiziersprüfung zu absolvieren, stellt dieser hohe Anteil einen Indikator des starken bildungs- und besitzbürgerlichen Elements unter den Glaubensjuden der Donaumonarchie dar.³⁹ Unter den Berufsober- und Staboffizieren dagegen fiel der ohnedies geringe jüdische Anteil in den letzten Vorkriegsjahren noch bis auf 0,6%, während immerhin 3% der Mannschaften jüdischen Glaubens waren. Nur ein Jude brachte es bis 1911 in der normalen Offizierslaufbahn zum Feldmarschalleutnant,⁴⁰ und die Mehrzahl der ursprünglich jüdischen Generale und Obersten war während der Ausbildung oder im Laufe der Dienstzeit konvertiert. Für eine militärische Berufskarriere war die jüdische Religionszugehörigkeit, das legen die Zahlen nahe, wohl keine günstige Voraussetzung.⁴¹

Daß die Söhne konvertierter Juden in der zeitgenössischen Militärstatistik nicht mehr faßbar waren, kann zum Rückgang des jüdischen Anteils am Berufsoffiziers-

³⁶ Im einem Fall wechselt die Angabe der Konfession in den Personalunterlagen von „orthodox“ zu „römisch-katholisch“, und in einem weiteren Fall liegen keine Angaben vor. Zu den Zahlen im Offizierskorps (ohne Fähnriche und Generalität) Tabelle IX in: Militärstatistisches Jahrbuch für das Jahr 1911, S. 186 f.

³⁷ Deák, Offizier, S. 206.

³⁸ Dazu nicht ergiebig: Werner Schachinger, Die Bosniaken kommen! Elitetruppe in der k.u.k. Armee, Graz u. Stuttgart 1989. Einige Hinweise bei: Erwin A. Schmidl, Türken, Grenzer, Bosniaken: „Orientalen“ in Österreich(-Ungarn), in: Gerhard Höpp (Hg.), Fremde Erfahrungen. Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und in der Schweiz bis 1945, Berlin 1996, S. 319–326. Vgl. auch: Ders., Österreich-Ungarns „Bosniaken“, Ms., [Wien 1999].

³⁹ Wolfdieter Bihl, Die Juden, in: HM III, S. 880–948, hier S. 924 f.

⁴⁰ Zu Eduard Ritter von Schweitzer, dem erst im Ruhestand der Titel eines FML verliehen wurde: Moritz Frühling, Biographisches Handbuch der in der k.u.k. österr.-ungar. Armee und Kriegsmarine aktiv gedienten Offiziere, Ärzte, Truppen-Rechnungsführer und sonstigen Militärbeamten jüdischen Stammes, Wien 1911, S. 4.

⁴¹ Erwin A. Schmidl, Juden in der k.(u.)k. Armee 1788–1918, Eisenstadt 1989, S. 62–76 sowie die Tabellen 2 und 3 im Anhang; Rudolf von Hödl, „Die Juden im österreichisch-ungarischen Heere“, Ms., B/460:11; Deák, Offizier, S. 206–215.

korps beigetragen haben. Wesentlich deutlicher als bei der ethnisch-nationalen und religiös-konfessionellen Zusammensetzung wird die spezifische soziale Herkunft der Offiziere bei Betrachtung der Berufsgruppen, denen die Väter angehörten. Die Angaben über den Beruf des Vaters in den Qualifikationslisten zeigen, daß der Großteil des Offizierskorps aus Söhnen von Offizieren, Unteroffizieren oder Beamten bestand. Da die Familien von Militärangehörigen damit leben mußten, den Wohnort sehr häufig zu wechseln, geben oft weder Geburtsort noch Heimatzuständigkeit einen brauchbaren Hinweis auf die Zugehörigkeit von Offiziers- oder Unteroffizierssöhnen zu einer Sprachgemeinschaft. Als sogenannte „Tornisterkinder“ wuchsen sie im sozialen Umfeld und in den Schulen der k.u.k. Armee heran, deren sprachliches Band nun einmal das Deutsche war. Da die Beherrschung der deutschen Sprache eine Voraussetzung für die Offizierslaufbahn bildete und „Militärdynastien“⁴² eine wichtige Rekrutierungsbasis für den Offiziersnachwuchs darstellten, erklärt dies u. a. das Übergewicht der Deutschen in den Militärstatistiken. Die Mohammedaner in Bosnien und der Herzegowina hatten im Rahmen der Donaumonarchie noch keine eigene Offizierstradition ausbilden können und waren folglich im Offizierskorps fast nicht vertreten.

Wie Ulf Sereinigg erhoben hat, befanden sich unter den Majoren des Jahres 1910 48,6% und unter den Obersten 56,8% Offiziers- oder Beamtenkinder. Im Vergleich zu den entsprechenden Zahlen für 1880 bedeutete dies einen erheblichen Rückgang, dem vor allem ein Anstieg des Anteils von Offizieren aus gewerblich-kaufmännischem Milieu gegenüberstand.⁴³ Dieser Trend hin zu einer stärkeren Repräsentanz des Bildungs- oder Wirtschaftsbürgertums unter den Offizieren änderte aber nichts daran, daß auch auf mittlere Sicht die hohe Selbstrekrutierungsquote für das Offizierskorps kennzeichnend blieb. So befanden sich unter den Absolventen der Theresianischen Militärakademie, der wichtigsten Bildungseinrichtung für den Offiziersnachwuchs von Infanterie und Kavallerie, in den Jahren 1897 bis 1918 immer noch 77,2% Kinder von Staatsdienern. Von den Vätern der hier ausgewählten 97 Offiziere in führenden Stellen 1912/13 waren, dem durchaus entsprechend, 42 Offiziere, 11 sonstige Militärangehörige und 23 Zivilbeamte. Die Dominanz des öffentlichen Dienstes schwächte sich zwar ab, blieb aber auffallend. Als Ursache für das nach wie vor große Gewicht der Söhne von Staatsdienern ist neben der Wirkung der Familientradition die kostengünstige, oft über Freiplätze in den Militärbildungsanstalten staatlich finanzierte Ausbildung anzunehmen. Gerade für die Söhne von Unteroffizieren und Subalternbeamten war die Offizierslaufbahn durchaus attraktiv.⁴⁴

Als Gegenstück dazu waren Großbürgertum und Adel nur schwach im Offizierskorps vertreten, im Unterschied zu Preußen-Deutschland.⁴⁵ Zwar hatten 1896 28,6%

⁴² Beispiele dafür bei: Julius von Lustig-Prean, *Zur Geschichte der Neustädter 1752–1918*, o.O. o.J., S. 9 f.

⁴³ Ulf Sereinigg, *Das altösterreichische Offizierskorps 1868–1914. Bildung – Avancement – Sozialstruktur – Wirtschaftliche Verhältnisse*, Diss. Wien 1983, S. 101 f.

⁴⁴ Stimmer, *Eliten I*, S. 206, 211 f.

⁴⁵ Zum geringen Anteil des Großbürgertums am Offiziersnachwuchs: Stimmer, *Eliten I*, S. 208–210. Zum Unterschied zu den Rekrutierungsmustern in Deutschland: Ebd. S. 84–87. Eine bessere wirtschaftliche Lage und ein größeres Angebot an attraktiven Stellen in der Zivilverwaltung ließen in Österreich während der Frühen Neuzeit weniger Landadelige in den

der 15 580 Offiziere der k.u.k. Armee einen Adelstitel und unter den Generalen betrug deren Anteil sogar 72%, aber weniger als 10% der 3534 adeligen Offiziere trugen die Titel „Fürst“ bzw. „Prinz“, „Graf“ oder „Markgraf“ und lassen sich damit unzweifelhaft dem Hochadel zurechnen. Die anderen gehörten zumeist zum niederen und zum Neu- oder Dienstadel, wobei den „Freiherrn“ eine Zwischenposition zukam.⁴⁶ Beinahe die Hälfte der in Österreich seit Beginn des 18. Jahrhunderts gut 10 000 in den einfachen Adel oder den Ritterstand Erhobenen waren Offiziere.⁴⁷ Nobilitiert wurden in der Donaumonarchie Offiziere ohne Kriegsdienstverwendung nach 30, ab 1868 nach 40 Dienstjahren. Die Söhne vor allem hochrangiger Offiziere traten daher oft schon als Adelige in den Armeedienst ein. Trotzdem fiel der Anteil der Adelligen am Offizierskorps, waren doch unter den Söhnen von Beamten und Militärs in den Militärakademien viele, deren Väter nicht in den hohen Rangklassen Dienst taten.⁴⁸ Dem Hochadel und der alten Aristokratie entstammte nur ein kleiner Teil der Militärelite, und selbst unter den hochrangigen Generalen bildeten Neuadelige und Bürgerliche schon im späten 19. Jahrhundert die Mehrheit.⁴⁹ Unter den 97 Offizieren der Jahre 1912/13, die hier als „Elite in der Elite“ näher untersucht werden, befanden sich immerhin 44 Bürgerliche.

In der Gruppe der Inhaber von Führungspositionen dominierten nicht der Aristokratie zuzurechnende Offiziere, wenn auch viele von ihnen aus neuadeligen Familien stammten bzw. selbst in den Adelsstand erhoben wurden. Die Tendenz zur Verbürgerlichung zeigte sich auch in den Rekrutierungsmustern der zivilen Verwaltungselite. So trugen beispielsweise unter den hohen Beamten in den politischen Landesbehörden der österreichischen Kronländer 1914 65,1% kein Adelsprädikat und weitere 20,4% gehörten dem niederen Adel an. Andererseits standen in 12 der 14 Kronländer Hochadelige oder Freiherrn an der Spitze der Verwaltung.⁵⁰ In der Ministerialbürokratie Ungarns kletterten Aristokraten auch um die Jahrhundertwende herum noch rascher auf der Karriereleiter nach oben, aber deren Verbürgerlichung schritt den-

Militärdienst drängen als in Preußen: Frank Göse, Vom Verhältnis von landadeliger Sozialisation zu adeliger Militärkarriere. Das Beispiel Preußen und Österreich im ausgehenden 17. und 18. Jahrhundert, in: *MIÖG* 109 (2001), S. 118–153.

⁴⁶ Deák, Offizier, S. 191–196.

⁴⁷ Hanns Jäger-Sunstenau, Statistik der Nobilitierungen in Österreich 1701–1918, in: *Österreichisches Familienarchiv* 1 (1963), S. 3–16, hier S. 8, 13f. Zur Genese des Militäradels in der Habsburgermonarchie: Michael Hochedlinger, Mars Ennobled. The Ascent of the Military and the Creation of a Military Nobility in Mid-Eighteenth-Century Austria, in: *German History* 17 (1999), S. 141–176.

⁴⁸ Sereinigg, Offizierskorps, S. 97; Stimmer, *Eliten I*, S. 85, 210f.

⁴⁹ Nikolaus von Preradovich, Die Führungsschichten in Österreich und Preußen (1804–1918). Mit einem Ausblick bis zum Jahr 1945, Wiesbaden 1955, S. 44, 57f. Für Österreich-Ungarn charakteristisch war die besondere Exklusivität der Aristokratie, die sich scharf von der „zweiten Gesellschaft“ aus Großbürgertum, hohen Verwaltungsbeamten, Offizieren und Niederadel abgrenzte. Nur 474 Familien mit Großgrundbesitz und Zugehörigkeit zur Hofgesellschaft bildeten den Hochadel des Habsburgerreichs. Dazu: William D. Godsey, Quarterings and Kinship: The Social Composition of the Habsburg Aristocracy in the Dualist Era, in: *JMH* 71 (1999), S. 56–104.

⁵⁰ Robert Hoffmann, Wie bürgerlich war die Habsburgermonarchie: Einige Überlegungen zur historischen Dimension der österreichischen Zivilgesellschaft, in: Jürgen Nautz u. Emil Brix (Hg.), *Zwischen Wettbewerb und Protektion. Zur Rolle staatlicher Macht und wettbewerblicher Freiheit in Österreich im 20. Jahrhundert*, Wien 1998, S. 133–161, hier S. 155f.

noch voran.⁵¹ Das Embourgeoisement der k.u.k. Armee, das auch vor der Militärführung nicht haltmachte, war jedoch ein besonders durchgreifender Vorgang.⁵² Die Hocharistokratie verschwand Anfang des 20. Jahrhunderts fast vollständig aus dem Berufsoffizierskorps; nur die Kavallerie machte hier eine Ausnahme.⁵³ 1913 befand sich unter 113 frischgebackenen Leutnants der Theresianischen Militärakademie gerade ein Hochadeliger.⁵⁴

Dem Auswahlprozeß, den jeder Offizier zu durchlaufen hatte, um in das Generalstabskorps aufgenommen zu werden, stellten sich nur wenige Angehörige der Hocharistokratie, und so besuchten die Kriegsschule fast nur Bürgerliche und niederer Adel.⁵⁵ Da die Leibgarden in Österreich-Ungarn, anders als in Preußen, keinerlei militärische Vorbildwirkung hatten, sondern ein Abschiebegleis für nicht mehr felddiensttaugliche Offiziere darstellten, existierte kein institutioneller Sammelpunkt einer innermilitärischen Gegenelite.⁵⁶ Mit der Einführung eines in der ganzen Armee geltenden „Konkretualstatus“ für jede Offizierscharge 1868 verloren die Regimentsinhaber das Recht zur Stellenbesetzung, und das Beförderungswesen wurde nun auf meritokratische Prinzipien gegründet. Die Möglichkeiten zum raschen Avancement dank vornehmer Geburt wurden dadurch stark eingeschränkt, wenn auch informell eine Sonderstellung hochadeliger Offiziere weiterbestehen konnte, nicht zuletzt durch die gesellschaftliche Nähe zum Kaiserhaus.⁵⁷ Die Habsburger selbst blieben, anders als die Hocharistokratie der Donaumonarchie, dem Militär eng verbunden. Für jeden Agnaten war die Offizierslaufbahn vorgesehen, allerdings nach eigenen Beförderungsregeln. Der Monarch fungierte also, wenn es um die Karrieren der Angehörigen der Dynastie ging, als eine Art Oberstinhaber aller Einheiten der Streitkräfte. Der Oberbefehl über die bewaffnete Macht lag in den Händen eines Habsburgers, und viele Führungspositionen waren mit Erzherzogen besetzt. Zumindest phasenweise erwies die Dynastie der neuen leistungsorientierten Beförderungspolitik der Armee dadurch ihre Referenz, daß zwischen 1882 und 1896 insgesamt sechs Erzherzoge in die Kriegsschule eintraten.⁵⁸ Eine Vorbildwirkung auf die Hocharistokratie blieb dennoch aus.

⁵¹ Gábor Benedek, Die Verbürgerlichung der ungarischen Ministerialbeamten in der Epoche des Dualismus, in: Ernst Bruckmüller, Ulrike Döcker, Hanns Stekl u. Peter Urbanitsch (Hg.), *Bürgertum in der Habsburgermonarchie*, Wien u. Köln 1990, S. 137–148.

⁵² Tibor Hajdu, Die Armee in der Gesellschaft der Habsburgermonarchie zur Zeit des Ausgleichs, in: Ferenc Glatz (Hg.), *Die k.u.k. Armee*, Budapest 1998, S. 67–73.

⁵³ Auch bei den Reserveoffizieren: Stimmer, *Eliten I*, S. 76.

⁵⁴ Ihres Seltenheitswerts wegen wurden Hochadelige auch ganz gezielt nicht den allgemein geltenden Leistungsanforderungen unterworfen. Vgl. dazu: MKFF 1914 43–2/2–2 (Karl Fürst Fugger Babenhausen); MKSM 1913 1–3/141 (Elias Prinz von Parma).

⁵⁵ Aufnahmejahrgänge: 1890/1895/1900; Gesamtzahlen: 50/101/132; Erzherzoge 0/1/0; Hochadel: 0/3/0; Freiherrn: 2/6/3; Niederadel: 10/23/30; Bürgerliche: 38/68/99. Nach Namenslisten in: Die k. und k. Kriegsschule 1852–1902. Hg. v. der k. und k. Kriegsschule, Wien 1903, S. 153–156, 173–178, 203–210. Vgl. die Klagen Erzherzog Franz Ferdinands über diese Entwicklung im Juli 1911: MKSM 1911 25–1/8.

⁵⁶ Günther Rakuscha, *Die Leibgarden am österreichischen Herrscherhof*, Diss. Wien 1981, S. 34 f., 116–118, 170 f.

⁵⁷ Anhand eines Beispiels dazu: Hanns Stekl u. Marija Wakounig, Windisch-Graetz. Ein Fürstenhaus im 19. und 20. Jahrhundert, Wien, Köln u. Weimar 1992, S. 164–172.

⁵⁸ Nach den Namenslisten in: K. und k. Kriegsschule.

Der Rückgang des Anteils aristokratischer Aspiranten entging schon den Zeitgenossen nicht,⁵⁹ von der Armeeführung wurde er mit Sorge betrachtet, verband sich die Tendenz zur Verbürgerlichung doch mit einer starken Aufstiegsmobilität aus den Reihen der Unteroffiziere und niederen Beamten.⁶⁰ 1908 beklagte der Oberkommandant der k.u. Landwehr das mangelhafte Bildungsniveau und die niedere Herkunft der Honvéd-Kadettenschüler, die daher vielfach geistig und moralisch den Anforderungen des Offiziersberufs nicht gewachsen seien. Die Neigung des gebildeten Bürgertums zum Berufsmilitär mochte in Ungarn aufgrund der jüngeren Vergangenheit besonders gering sein,⁶¹ das Problem der Rekrutierungsbasis bestand jedoch im ganzen Habsburgerreich und beschäftigte daher auch die Führung der k.u.k. Armee bis 1914 immer wieder.⁶² Der spätere Kriegsminister Auffenberg wies in seiner Eigenschaft als Generalinspektor der Korpsoffiziersschulen darauf hin, daß „durch die relative Minderwertigkeit des sozialen Milieus, aus dem die große Mehrheit unseres Offizierskorps stammt“, die „gesellschaftliche Werthschätzung des Offiziers“ so gering sei, daß das Offizierskorps vielerorts „nothgedrungen als Kaste leben“ müsse.⁶³ Die soziale Isolation der Offiziere war so gesehen Folge nicht nur der horizontalen, sondern auch der vertikalen Mobilität. Die nach außen gekehrte Geschlossenheit des Offizierskorps, wie sie das gegenseitige Duzen demonstrierte, erschien in diesem Licht als zunehmend ungläubwürdige Verschleierung von Inhomogenität, die mit dem Karrierestreben in hierarchischen Strukturen einherging.⁶⁴

Der hohe Grad an Selbstrekrutierung aus Armeekreisen förderte zwar die Vertrautheit des Offiziersnachwuchses mit dem militärischen Milieu, schwächte aber zugleich die gesellschaftliche Akzeptanz des Militärs in Großbürgertum und Aristokratie. Ein von der besonderen Nähe zu Monarch und Dynastie genährtes Standesbewußtsein konnte daher gerade in Österreich-Ungarn als notwendiger Ausgleich zur Verbürgerlichung der Armee bis in ihre Führung hinein gelten. Als rechtlich abgegrenzter Stand mit besonderen Privilegien und besonderen Pflichten war das Offizierskorps der Streitkräfte Österreich-Ungarns ein Repräsentant der Normen, die in der überlieferten sozialen Ordnung des Habsburgerreiches Geltung beanspruchten. Vor allem der unbedingte Gehorsam dem Monarchen gegenüber und die Teilhabe an dessen herausgehobener Position, wie sie in Zeremoniell, Erscheinungs-

⁵⁹ Vgl. dazu beispielsweise die Klagen von Kronprinz Rudolf über das Fernbleiben des Adels vom Dienst als Berufsoffizier 1878, also zehn Jahre nach der grundlegenden Reform des Heerwesens: Kronprinz Rudolf, *Private und politische Schriften*. Hg. v. Brigitte Hamann, 3. Aufl., Wien u. München 1987, S. 24–28.

⁶⁰ Stimmer, *Eliten I*, S. 210–212. Vgl. die Statistik „Herkunft der Offiziere (Beruf der Väter)“ für das XV. Korps zusammengestellt von dessen Kommandant Auffenberg als Beilage zu seiner Denkschrift „Geist und innere Verfassung der Armee 1910“ vom Juli 1910 (B/677:4), B/677:7: Niedere Beamte und Unteroffiziere zusammen 44%, höhere Beamte und Offiziere 27%.

⁶¹ MKSM 1908 25–1/4 (Klobučar, Über die Deckung des Offiziersbedarfs bei der ungarischen Landwehr, 14. 5. 1907, Übersetzung).

⁶² Dazu die Denkschriften von Brudermann, k.k. Landwehroberkommandant Erzherzog Friedrich sowie Generalartillerieinspektor Erzherzog Leopold Salvator in: MKFF K. 201/5–7.

⁶³ Auffenberg, Über die Verfassung des Offizierskorps und die Stimmung in demselben, Mai 1908, in: B/677:7.

⁶⁴ „Das Herrentum im Offizierskorps“, DAZ vom 6. 3. 1913.

bild und Ehrbegriff ihren Ausdruck fanden, unterstrichen diese Sonderstellung der Offiziere.⁶⁵

Zu den Einschränkungen individueller Lebensgestaltung, die den Offizieren auferlegt wurde, zählte u. a. die Reglementierung der Eheschließung, die bis 1907 maximal einem Viertel, danach der Hälfte der Offiziere eines Regiments gestattet wurde. Voraussetzung für die erforderliche Heiratsbewilligung war die Bereitstellung einer Kaution, die für einen Leutnant prohibitiv hoch angesetzt war und mit steigendem Rang niedriger veranschlagt wurde bzw. vom Oberstleutnant aufwärts entfiel. Offiziere, die dem Generalstab zugeteilt werden sollten, durften nicht verheiratet sein. Angesichts der im Vergleich zu den Zivilbeamten ausgesprochen schlechten Besoldung der unteren Offiziersränge und der geringen Witwenpensionen diente diese Regelung der Prävention finanzieller Notlagen.⁶⁶ Damit wurde zugleich die innermilitärische Aufstiegsmobilität zwischen den Generationen gebremst und eine dem Dekorament des Standes angemessene Lebensführung der Offiziersfamilien begünstigt. Auf der anderen Seite förderten diese Beschränkungen das Ausweichen der Offiziere ins Konkubinat, was wiederum als Schädigung der Standesehre zu Sanktionen führen konnte.⁶⁷ Zur Entlastung der Staatskasse wurde es den Offizieren aufgebürdet, den Normenkonflikt auf eigenes Risiko zu bewältigen.⁶⁸

Die Verpflichtung zu einer standesgemäßen Lebensweise, die die materiellen Möglichkeiten vermögensloser Oberoffiziere überstieg und Konsumschulden zu einem ernsthaften sozialen Problem werden ließ, diente der Wahrung der gesellschaftlichen Stellung des Offizierskorps insgesamt.⁶⁹ Auch die bewußte und zeremonielle Verteidigung der Ehre des Einzelnen stand im Dienst des Kollektivs, denn, wie es im Dienstreglement hieß: „Der Gemeingeist wurzelt in dem Gefühle der Zusammengehörigkeit und in der Erkenntniß der Nothwendigkeit, das persönliche Interesse dem Wohle des Ganzen zu unterordnen [!]. Er erzeugt das Standesbewußtsein, spornet zu strenger, hingebungsvoller Pflichterfüllung an und fördert die militärischen Tugenden. Durch den Gemeingeist findet jeder Einzelne seine Ehre in der Ehre des Ganzen“⁷⁰. Ehrenbeleidigungen mußte daher jeder Offizier ahnden, sei es

⁶⁵ Peter Melichar, *Metamorphosen eines treuen Dieners. Zum bürgerlichen Offizier der k.(u.)k. Armee im 18. und 19. Jahrhundert*, in: Robert Hoffmann (Hg.), *Bürger zwischen Tradition und Modernität*, Wien, Köln u. Weimar 1997, S. 105–141.

⁶⁶ Deák, *Offizier*, S. 145–151, 183–187; Gerwin Müller, *Heiratsvorschriften und Heiratsverhalten im altösterreichischen Offizierskorps*, Diss. Wien 1980, S. 102–104; Sereinigg, *Altösterreichisches Offizierskorps*, S. 105–124.

⁶⁷ Ein besonders spektakulärer Fall war der des Oberstleutnants Härtel, da dessen uneheliche Tochter aus Wut über die Entlassung ihres Vaters nach Aufdeckung von Härtels Privatverhältnissen den Kommandanten des XII. Korps FML Svetozar Borojević von Bojna durch eine Ohrfeige in der Öffentlichkeit beleidigte. Weil der Korpskommandant Härtel daraufhin nicht zum Duell forderte, geriet er selbst in die Kritik. Dazu: MKFF 1912 Mp/99.

⁶⁸ Peter Melichar, *Ästhetik und Disziplin. Das Militär in Wiener Neustadt 1740–1914*, in: Sylvia Hahn u. Karl Flanner (Hg.), *„Die Wienerische Neustadt“*. Handwerk, Handel und Militär in der Steinfeldstadt, Wien, Köln u. Weimar 1994, S. 283–336, 516–522, hier S. 333–335.

⁶⁹ Damit ging, neben dem Imageverlust, eine Belastung des Korpsgeistes durch den moralischen Zwang, für die Schulden von Kameraden zu bürgen, einher: MKSM 1908 27–1/1.

⁷⁰ *Dienst-Reglement I*, S. 13 (I. Teil, § 5, Punkt 22). Vgl. dazu auch: B/1000:13 (Vortrag, Ms., „Ehrennotwehr“); Ernst Hanisch, *Die Männlichkeit des Kriegers. Das österreichische Militärstrafrecht im Ersten Weltkrieg*, in: Thomas Angerer, Birgitta Bader-Zaar u. Margarete Grand-

durch die Forderung – und Gewährung – von Genugtuung, sei es durch einseitig angewendete Gewalt gegen Beleidiger, vor allem gegen solche, die nicht als satisfaktionsfähig galten.

„Die Offiziersehre ist Personalehre und geht als solche vollständig in der Standesehre auf; diese duldet keine ungesühnte Beleidigung der Personalehre, entweder Genugtuung oder Austritt aus dem Offiziersstande“ sei, so bilanzierte Oberstleutnant Ungard die herrschende Meinung im Militär, „das unerbittliche Gesetz der Standesehre.“⁷¹ Das Duellverbot einzuhalten, das selbst im Militärstrafgesetzbuch sanktionsbewehrt war, kostete den Offizier seine Charge.⁷² Ehrenräte dienten der Regulierung von Konflikten innerhalb des Offizierskorps, nicht einer prinzipiellen Bekämpfung des Duellwesens. Ihre Hauptaufgabe war die Erzwingung strafrechtlich nicht durchsetzbarer Verhaltensnormen der Offiziere. Die Beschlüsse in Ehrenratsverfahren zielten zum Schutz der Standesehre – neben der Entfernung aus dem Dienst – in der Praxis manchmal gerade darauf, die Austragung von Ehrengangelegenheiten durch Duell zu erzwingen.⁷³ Angesichts der – bei allerdings steigender Tendenz – verhältnismäßig geringen Zahl an Verfahren, blieben Ehrenräte ein probates Mittel, die Geschlossenheit des Offizierskorps zu stärken.⁷⁴

Spektakuläre Fälle von Duellverweigerung, vor allem aber von Zweikämpfen mit tödlichem Ausgang belebten in den letzten Vorkriegsjahren die Kritik am Duellwesen und am Satisfaktionszwang für Offiziere, die nicht zuletzt mit katholischen Glaubensüberzeugungen begründet und auch von einigen Hocharistokraten öffentlich geäußert wurde. Die Ehrenräte, die als Reaktion auf diese Entwicklung nun bewusst als Instrument zur Begrenzung des Duellwesens eingesetzt wurden, blieben dennoch weiterhin in erster Linie der Wahrung der Ehre des Offiziersstandes verpflichtet. Diese Standesehre entzog sich jeder eindeutigen Definition, bot sich aber gerade deshalb dazu an, soziale Wirklichkeit und berufsspezifische Anforderungen, Wertgefüge und konkrete Lebenssituation aufeinander zu beziehen. Skepsis gegen die Einschränkung des Duellwesens war daher in der Armee verbreitet. Selbst der Versuch der österreichischen Anti-Duell-Liga, durch gemischte Ehrengerichte die Möglichkeit zu schaffen, Konflikte zwischen Offizieren und Zivilisten ohne Duell beizulegen, stieß in der Armeeführung auf wenig Verständnis.⁷⁵ Im Herbst 1913 bot die aufsehenerre-

ner (Hg.), *Geschichte und Recht. Festschrift für Gerald Stourzh zum 70. Geburtstag*, Wien, Köln u. Weimar 1999, S. 313–338, hier S. 319–323.

⁷¹ A. v. Ungard, „Die Kriegerehre“, *Die Vedette* vom 8. 1. 1908.

⁷² Hubert Mader, *Duellwesen und altösterreichisches Offiziersethos*, Osnabrück 1983, S. 14–18, 44–79, 113–119. Vgl.: Deák, *Offizier*, S. 155–168; Gerd Holler, ... für Kaiser und Vaterland. *Offizier in der alten Armee*, Wien u. München 1990, S. 87–100.

⁷³ Mader, *Duellwesen*, S. 83–102. Zur rechtlichen Seite des Ehrenratssystems: Ferdinand Schmid, *Das Heeresrecht der österreichisch-ungarischen Monarchie*, Wien u. Leipzig 1908, S. 636–653. Die Tragweite ehrenrätlicher Beschlüsse für die betroffenen Offiziere illustriert das Beispiel des Obersten Ulm, von dem verlangt wurde, um die Versetzung in den Ruhestand zu bitten, sich von seiner geistesgestörten Frau unverzüglich scheiden zu lassen und anschließend für die Austragung seines Ehrenhandels im Regiment zur Verfügung zu stehen: MKFF 1912 Mp/28. Vgl. zur Situation in Deutschland: Ute Frevert, *Ehrenmänner. Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft*, München 1995 [Erstausgabe 1991], S. 129–146.

⁷⁴ 1913 wurden 428 Verfahren angeordnet: MKFF 1914 43–5/4–3. Vgl.: Gstb 1912 18–14.

⁷⁵ B/61:12 („Über die Wahrung der Standesehre“, Ms., 1906); Infant Alfonso von Bourbon und Österreich-Este an Erzherzog Franz Ferdinand, 7. 10. 1906, 17. 8. 1907, 10. 7. 1908, 27. 3.

gende Duellaffäre Zborowski-Weiß der Anti-Duell-Liga Gelegenheit, erneut die Mängel der ehrenrätlichen Verfahrenspraktiken herauszustellen.⁷⁶ Doch erst 1917 gelang es den Gegnern des Duells unter den Bedingungen des Weltkriegs und dank der betont katholischen Ausrichtung des jungen Monarchen, ein Verbot von Offiziersduellen zu erreichen.

Dem immer stärker aus kleinbürgerlichen Kreisen ergänzten Offizierskorps sicherte die im Duell inszenierte Standesehre den Rang einer geschlossenen Wertelite, ungeachtet der Ressentiments zwischen den Bevölkerungsgruppen der Donaumonarchie.⁷⁷ Zugleich besetzten die Angehörigen des Offizierskorps die Führungspositionen bei Landheer und Marine, besaßen also im Zeitalter der allgemeinen Wehrpflicht und gesteigerter Marinerüstung schon im Frieden in einem beträchtlichen Umfang Verantwortung und Verfügungsgewalt über Menschen und Güter. Offiziere waren somit als Angehörige eines Standes und als militärische Experten Mitglieder sowohl einer Wert- als auch einer Funktionselite. Ungard betonte, daß es gerade der Krieg sei, der den besonderen Ehrbegriff des Offiziers forme und rechtfertige, denn nur „wer in der Schlacht gestanden und da Zeuge war von der moralischen Kraft der Ehre, die den Krieger mutig aller Todesgefahr entgegentreten läßt, nur der vermag den entscheidenden Wert der Kriegerehre richtig einzuschätzen.“⁷⁸ Aus der Sicht der Militärführung bestand daher zwischen Ehre und Erfolg ein klarer Zusammenhang. „Danzer's Armeezeitung“, ein dem Thronfolger nahestehendes Militärwochenblatt, forderte mit Blick auf die Erfahrungen aus dem Russisch-Japanischen Krieg: „Unsere Offiziere müssen gewisse – nennen wir's: Vorurteile haben. Sonst könnten sie am Ende das größte und edelste ihrer Vorurteile vergessen – das Vorurteil, auch vor dem Feinde immer voran zu sein. Und der jüngste Krieg hat erst wieder bewiesen, wie notwendig dieses Vorurteil für den Erfolg ist.“⁷⁹

1910, in: HHStA, NL FF K. 6; LVM Präs. 1910 3598; MKSM 1910 28–4/1; Gustav Hubka, „Der Zweikampf als Ehrenschatz. Ein Rückblick auf vergangene Tage“, Ms. (als Broschüre gebunden) o.J., B/61:12, S. 6–13; Mader, Duellwesen, S. 119–134.

⁷⁶ Die Aufrollung der Duell- und Ehrenratsfrage in der k.u.k. Armee durch die Duellaffäre Zborowski-Weiß, Wien (Oktober) 1913 (Separatabdruck aus „Ehrenschatz“, Zeitschrift der Anti-Duell-Liga). Zur Affäre und zur Verstrickung des Militärhistorikers und Generalstabsoffiziers Hoen: Alexandra Elmer, „Der Bohemien unter den Generälen“. Maximilian Ritter von Hoen (1867–1940). Ein österreichischer Historiker und Militärjournalist, Diss. Wien 1992, S. 443–472. Zur Affäre Tacoli-Ledóchowski: Ernst Rutkowski (Hg.), Briefe und Dokumente zur Geschichte der österreichisch-ungarischen Monarchie unter besonderer Berücksichtigung des böhmisch-mährischen Raums. Teil II. Der verfassungstreue Großgrundbesitz 1900–1910, München 1991, S. 544 f. (Anm. 1).

⁷⁷ István Deák, Chivalry, Gentlemanly Honor, and Virtuous Ladies in Austria-Hungary, in: AHY 25 (1994), S. 1–12, mit einer an Frevert, Ehrenmänner (bes. S. 287) angelehnten Deutung. Zur Integrationsfunktion der militärischen Standesehre angesichts der Verbürgerlichung des Offizierskorps in Deutschland Ende des 19. Jahrhunderts: Frevert, Ehrenmänner, S. 150–162. In Österreich-Ungarn schloß dies auch die vielfach jüdischen Reserveoffiziere ein, deren Satisfaktionsfähigkeit von deutschnationalen Studentenverbindungen nicht anerkannt wurde. Über die Beteiligung von Reserveoffizieren am Duell: Ernst Zehetbauer, Die „Einjährigen“ in der alten Armee. Das Reserveoffizierssystem Österreich-Ungarns 1868–1914, Osnabrück 1999, S. 148–160.

⁷⁸ Ungard, „Die Kriegerehre“, Die Vedette vom 8. 1. 1908.

⁷⁹ „Der Kaiser und die Armee“, DAZ vom 26. 11. 1908.

Der 1909 auf Druck der sich formierenden Duellkritiker ergangene Erlaß gegen den „Duell-Unfug“, der Offiziere dazu anhielt, Streitigkeiten untereinander nicht vor einer Entscheidung des Ehrenrats auszutragen, stand für Auffenberg im Widerspruch zu den geforderten Qualitäten militärischer Führer, denn „Helden, die im gegebenen Momente sich und ihr Alles opfern und zur Tat alles mitreißen, wird man [so] gewiß nicht erziehen.“ Vielen Offizieren hafte, so Auffenberg, ohnehin der Werthorizont des kleinbürgerlichen Milieus ihrer Herkunft an.⁸⁰ Hierin liege eine unmittelbare Gefahr für die Kriegstüchtigkeit der Armee, da die Militärgeschichte beweise, daß hohe Verluste fast immer nur von Truppen ertragen würden, „die von einem homogenen u[nd] gesellschaftlich gutsituierten Offizierskorps mit besonders entwickeltem Ehrbegriff geführt“ worden seien.⁸¹ Auf Opferbereitschaft, Tapferkeit, Wagemut schien im Kriegsfall nur Verlaß, wo die Ehre des Standes und des Einzelnen schon im Frieden so hoch gehalten wurde, daß solche militärischen Tugenden bereits zum Habitus gehörten. Der Landwehroberkommandant Erzherzog Friedrich war beunruhigt darüber, daß durch den Verfall der Ehrbegriffe und die niedrige Herkunft vieler Offiziere „Geist und Tradition der Truppe verloren“ gingen und unter „Skandalaffären und mindere[m] Auftreten der Offiziere“ das Prestige der Armee leide. „Schließlich ist ein minderwertiges Offizierskorps ein sehr bedenkliches Prognostikon für den Ernstfall!“⁸²

„Ein seinen Traditionen getreuer Adel ist naturgemäß das beste Element für den Offiziersnachwuchs, weil sich ritterliche Gesinnung, dynastisches Gefühl und Standesbewußtsein von Generation zu Generation forterben“, meinte Erzherzog Franz Ferdinand, aber ein überzeugendes Konzept, wie die Aristokratie wieder in das Offizierskorps gelockt werden könnte, war nicht in Sicht.⁸³ Die Vorschläge zu einer Besserung der Situation, die Anfang 1914 zwei Armee- und ein Generalartillerieinspektor dem Thronfolger unterbreiteten, zielten darauf ab, durch ideelle und materielle Anreize den Offiziersberuf attraktiver zu machen. In internen Beratungen setzte sich im Kriegsministerium die Ansicht durch, daß eine schärfere Auswahl unter den Bewerbern getroffen werden müsse, wobei sozialer Herkunft und dem Eindruck, den die Gesamtpersönlichkeit des Bewerbers mache, besonderes Augenmerk geschenkt werden sollte.⁸⁴ Ein denkbares, aber nicht konsensfähiges Mittel war die gezielte Verbesserung der Beförderungsverhältnisse für Truppenoffiziere durch Erleichterung des rascheren Aufstiegs Qualifizierter „außer der Rangtour“ nicht nur bei den Stäben.⁸⁵ Letzten Endes aber mußte es darauf ankommen, für geeignete junge Generalstabsoffiziere zu sorgen.⁸⁶ Die Bestimmung dessen, was die besonderen Qualitäten eines Offiziers ausmachen sollte, war dabei untrennbar mit der Antwort auf die Frage verknüpft, wie jener Ernstfall aussehen würde, auf den sich die Großmachtarmeen des frühen 20. Jahrhunderts vorbereiteten.

⁸⁰ Auffenberg, Geist und innere Verfassung der Armee 1910, Juli 1910, in: B/677:4.

⁸¹ Auffenberg, Verfassung des Offizierskorps, in: B/677:7.

⁸² Erzherzog Friedrich, Studie über die Offiziersfrage, 28. 2. 1914, in: MKFF K. 201/6.

⁸³ MKSM 1911 25–1/8. Vgl. auch den für Erzherzog Franz Ferdinand verfaßten „Motivenbericht“ des Kriegsarchivdirektors Woinovich über die Möglichkeiten zur „Einwirkung auf das Offizierskorps“, 1913: B/750:1.

⁸⁴ MKFF K. 201/5; MKFF K. 201/7; KM 6. Abt. 1913 2–44; KM 6. Abt. 1914 1–24/1–2.

⁸⁵ MKFF 1912 Ma/59; MKFF 1914 43–14/6.

⁸⁶ L., „Mangel an Kriegsschulaspiranten“, Die Vedette vom 6. 5. 1914.

2. Sozialisation: Der Weg in den Generalstab

Wer in der k.u.k. Armee große Karriere machen wollte, dem bot nur der Weg über den Generalstab gute Chancen. Für den Einstieg in die Berufsoffizierslaufbahn gab es dagegen noch mehrere Möglichkeiten, beispielsweise nach dem Dienst als Einjährigfreiwilliger mit der Reserveoffiziers- und schließlich der Ergänzungsprüfung. Den Erfahrungen von 1866 Rechnung tragend, sah die Mitte der 1870er Jahre weitgehend abgeschlossene Reform des Militärbildungswesens zudem zwei direkte Wege zum Berufsoffizier vor: über Militär-Unterrealschulen und Kadettenschulen oder über Militär-Unterrealschulen, Militär-Oberrealschulen und eine der Militärakademien, wobei statt der Militär-Realschulen auch entsprechende zivile Schulen besucht werden konnten.⁸⁷ Während Ungarn mit der „Ludovica“ über eine eigene Akademie für den Nachwuchs an Honvéd-Offizieren verfügte, blieb die österreichische Landwehr, von Offiziersaspiranten- und Kadettenschule abgesehen, diesbezüglich bis kurz vor dem Ersten Weltkrieg auf die beiden Akademien der gemeinsamen Armee angewiesen.⁸⁸ Die eine davon, die Technische Militärakademie, war erst 1869 durch die Vereinigung der Artillerie- mit der Genieakademie entstanden, ihre Anfänge als Institution reichten jedoch bis ins frühe 18. Jahrhundert zurück. Die nicht immer erfolgreichen Kriege bewogen Maria Theresia nur wenig später, im Jahre 1752, in Wiener Neustadt eine eigene Bildungsanstalt für Offiziere ins Leben zu rufen. Diese Theresianische Akademie war die quantitativ bedeutendste Quelle späterer Generalstabsoffiziere⁸⁹ und unter den Bildungseinrichtungen der k.u.k. Armee diejenige, die durch Traditionspflege und den organisierten Zusammenhalt der Absolventen im Bewusstsein der Schüler, zunächst „Zöglinge“, dann „Akademiker“ genannt, besonders präsent blieb. Die „Neustädter“ retteten diesen Korpsgeist auch weit über den Ersten Weltkrieg hinaus.⁹⁰

⁸⁷ Vgl. zum Bildungswesen der k.u.k. Armee: B[ernhard] Poter, Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens in Österreich-Ungarn, Berlin 1893; Wagner, Armee, S. 243–261, 494–524; Sereinigg, Offizierskorps, S. 15–64; Deák, Offizier, S. 98–116, 226–228; Stimmer, Eliten I, S. 88–96; Rudolf Kiszling, Das Militärschulwesen in den Südostgebieten der Donaumonarchie, in: ÖGuL Sonderheft (1960): 200 Jahre österreichische Unterrichtsverwaltung, S. 22–28; Glückmann, Heerwesen, S. 374; Holler, Kaiser und Vaterland, S. 51–68; Schmidt-Brentano, Armee, S. 469–496; Jörg Treytl, Entwurf einer Geschichte des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens im k.u.k. Heer von 1891–1918, Ms., o.O. o.J.

⁸⁸ Tibor Papp, Die königlich ungarische Landwehr (Honvéd) 1868 bis 1914, in: HM V, S. 634–686, hier S. 670–677; Kálmán Kéri, „Geschichte der königlich-ungarischen Ludovika Akademie 1868–1920“, Ms., Ms. Allg. 304; Eugen Jesser, Die Bildungsanstalten der k.k. Landwehr, Diss. Wien 1986, S. 75–89; Rainer Egger, Der Stand des österreichisch-ungarischen Militär-Erziehungs- und Bildungswesens 1918, in: ÖMZ (1968), S. 424–430, hier S. 424 f.

⁸⁹ Im Zuge der Verkleinerung der Kriegsschuljahrgänge lockerte sich aber der enge Zusammenhang zwischen dem Absolvieren einer der beiden Akademien und dem Einschlagen der Generalstabslaufbahn in den letzten zehn Vorkriegsjahren: MKFF 1912 Ma/31. Von den in dieser Zeit jährlich ausgemusterten 180 bis 200 „Akademikern“ erreichten drei bis vier Jahre später etwa 20, also rund 10% die Kriegsschule, von 1800–2000 Kadettenschülern ebenfalls 20, was aber nur rund 1% entspricht: Franz Xaver Schubert, [„Erinnerungen“], 1943, Ms., B/833:2, fol. 30.

⁹⁰ Mitgliederverzeichnis des Vereines „Alt-Neustadt“ mit einem Verzeichnis der ungarländischen „Neustädter“ als Spender für das Gefallenendenkmal, 3. Aufl., Wien 1928; Mitglieder-

Gerade „Neustädter“ und Kriegsschulabsolventen machten sich nach 1918 daran, ihre Erinnerungen an das Leben in der alten Armee schriftlich festzuhalten. Als Offiziere in Führungspositionen⁹¹ während des Weltkrieges hatten sie viel zu erzählen, was nach den Standards der Militärgeschichte der Zwischenkriegszeit wissenswert war: von politischen und strategischen Entscheidungen, von der Planung und Durchführung von Operationen, von taktischen Erkenntnissen und logistischen Problemen. Im Unterschied zu den offiziellen Darstellungen des Krieges war in den Erinnerungswerken auch Platz für menschliche und berufliche Schwächen der großen und kleinen Feldherrn. Den autobiographischen Veröffentlichungen lag dennoch in der Regel ernsthafte Kritik an den Kameraden und Vorgesetzten fern. Auch die weit zahlreicheren unpublizierten Memoiren und vergleichbaren retrospektiven Texte früherer k.u.k. Offiziere sind von einer affirmativen Haltung zur Armeeführung geprägt. Dem Zerfall von Reich und Armee, dem damit einhergehenden Statusverlust und der Kritik aus den Reihen von Politikern und Intellektuellen setzten sie Traditionspflege und Heldenverehrung entgegen.⁹² Ziel war die „Rehabilitierung ihres Standes durch Heroisierung“⁹³, und das bezog sich vor allem auf die Rechtfertigung des persönlichen und kollektiven Handelns im Krieg.

Absolventen der Militärakademien und Generalstäbler waren es, die im Krieg geführt hatten, und sie waren es auch, die das Bild von „Österreich-Ungarns letztem Krieg“ als Archivare und Publizisten zeichneten. Bildung und oftmals auch Erfahrung mit publizistischer Arbeit brachten sie im Unterschied zu den meisten Truppenoffizieren mit, und anders als die Reserveoffiziere, die nach den verheerenden Verlusten der ersten Kriegsmonate immer stärker in Führungsaufgaben eingebunden worden waren, konnten sie über die Armee der Friedenszeit mehr berichten als nur die spärlichen Eindrücke eines kurzen aktiven Dienstes. Bei der Schilderung dieser Vorkriegszeit standen u. a. die Traditionen der österreichischen bzw. österreichisch-ungarischen Militärliteratur, fiktiv oder mit autobiographischem Anspruch, als Orientierungsmöglichkeit zur Verfügung.⁹⁴ Die Bereitschaft zum Abfassen von Lebenserinnerungen und Muster für die narrative Verknüpfung von Herkunft und persön-

verzeichnisse „Alt-Neustadt“ von 1960 bis 1982 (nicht durchgängig) in: B/806:7; Konvolut Mitteilungsblätter der im Juli 1919 konstituierten „Generalstabsrunde“ in: B/806:4; „Das neu-eröffnete Museum der Militärakademie“, Wiener Neustädter Zeitung vom 2. 2. 1963.

⁹¹ Bei Kriegsbeginn 1914 standen fünf der sechs Armeen, zehn der zwölf Korps sowie zwei Armeegruppen und ein kombiniertes Korps Österreich-Ungarns unter dem Kommando von Absolventen der Theresianischen Akademie: Mitteilungsblatt „Alt-Neustadt“ 1 (1965), S. 9–11.

⁹² Zur Lage der Offiziere nach Kriegsende: Wolfgang Doppelbauer, *Zum Elend noch die Schande. Das altösterreichische Offizierskorps am Beginn der Republik*, Wien 1988.

⁹³ Peter Melichar, *Die Kämpfe merkwürdiger Untoter. K.u.k. Offiziere in der ersten Republik*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 9 (1998), S. 51–84, hier S. 52.

⁹⁴ Z.B.: Moritz Edler von Angeli, *Altes Eisen. Intimes aus Kriegs- und Friedensjahren*, Stuttgart 1900; Heinrich Ritter von Födransperg, *Vierzig Jahre in der österreichischen Armee. Erinnerungen eines österreichischen Offiziers von seinem Eintritte in die Armee bis zur Gegenwart 1854–1894*, 2 Bde., Dresden o.J.; Wilhelm Ritter Gründorf von Zebegény, *Memoiren eines österreichischen Generalstäblers 1832–1866*. Hg. v. Adolf Saager, Stuttgart 1913; Anton Freiherr v[on] Mollinary, *Sechszwanzig Jahre im österreich-ungarischen Heere 1833–1879*, 2 Bde., Zürich 1905; Carl Freiherr von Torresani, *Von der Wasser- zur Feuertaufe. Werde- und Lehrjahre eines österreichischen Offiziers*, 2 Bde., Dresden u. Leipzig 1900.

licher Entwicklung mit berufsbezogenen Aspekten waren auch außerhalb des Militärs verbreitet.⁹⁵ „Memoiren zu schreiben ist Mode geworden“, urteilte der Politiker Joseph Schöffel 1905, und dies galt auch für Offiziere.⁹⁶ Die oftmals geschichtspolitische Motivation und die identitätsstiftenden Erzählstrategien der Memoirenliteratur müssen beim Auswerten der Erinnerungen als Quelle zur Vorkriegszeit in Rechnung gestellt werden. Sie sind allerdings gerade in ihrer Konventionsgebundenheit Zeichen für die Entwicklung von „Korpsgeist“.⁹⁷

Da für die im Militärsystem erfolgreichen Offiziere die sonst oft so ertragsträchtigen Justizakten fehlen, bleiben nur die Erinnerungen als Zugang zur Innenansicht von Bildungsweg und Laufbahn. Sie ermöglichen neben der Veranschaulichung der Lebens- und Arbeitsbedingungen⁹⁸ in der Armee gelegentlich auch einen Einblick in Probleme und Reaktionsformen des Einzelnen. Dies soll im folgenden dazu genutzt werden, Wirkungsweisen der militärischen Sozialisation herauszuarbeiten. Der biographische Zugang kann dabei helfen, die Bindekräfte der Gruppe und das Erleben des Individuums im Zusammenhang zu sehen. In der mit langer Tradition ausgestatteten und sehr umfassende Ansprüche an den Einzelnen stellenden Institution der Armee gilt ganz besonders, daß die Grundeinstellungen, die die Institution ermöglichen und in ihr erzeugt werden, außerhalb der bewußten Wahrnehmung der Individuen liegen müssen. Dabei geht es darum, über Strukturdaten und Verfahrensregeln hinaus den Voraussetzungen eines kollektiven Denkstils so nahe zu kommen, wie es die Quellen zulassen.⁹⁹ Dazu gehört die Frage nach den Gründen für den Eintritt in das Berufsmilitär, die jene Offiziere, die Erinnerungen geschrieben haben, ins Feld führen. Wie die Beispiele zeigen, die sich näher betrachten lassen, blieb die Berufswahl meistens außerhalb rationaler Begründungszusammenhänge, sondern wurde von familiären Vorbildern oder unreflektierten Sympathien für die Symbole militärischer Tradition geprägt, wenn nicht finanzielle Erwägungen den Ausschlag gaben. Daß noch in der Rückschau der Eintritt in die Lebenswelt der Armee, aber auch wichtige Stationen der innermilitärischen Sozialisation unerklärbar und zugleich selbstverständlich bleiben konnten, zeigt, welche Wirkung Umfeld und kollektiver Denkstil im k.u.k. Offizierskorps entfalten konnte.

⁹⁵ Tschechische Beamte als Beispiel dafür in: Pavla Vošahlíková (Hg.), *Von Amts wegen*. K.k. Beamte erzählen, Wien, Köln u. Weimar 1998.

⁹⁶ Joseph Schöffel, *Erinnerungen aus meinem Leben*, Wien 1905, S. 1. Als Beispiele für die Konjunktur entsprechender Memoirenwerke: Karl Graf Schönfeld, *Erinnerungen eines Ordnonanzoffiziers Radetzky's*. Hg. v. Karl Baron Torresani, Wien 1904; Josef Rauch, *Erinnerungen eines Offiziers aus Altösterreich*. Hg. v. Arthur Weber, München 1918, das 1821 verfaßt worden war. Zur Bedeutung Torresanis für die nächste Generation österreichisch(-ungarischer) Militärschriftsteller, die auch nach dem Weltkrieg publizierten, z.B.: Edmund von Glaise-Horstenau, „Eine Fahrt zu Torresani“, *Die Vedette* vom 1. 11. 1911.

⁹⁷ Peter Broucek, Einleitung, in: *Ein General im Zwielicht. Die Erinnerungen Edmund Glaises von Horstenau*. 1. Bd. Eingeleitet u. hg. v. Peter Broucek, Wien, Köln u. Graz 1980, S. 15–17; Deák, *Offizier*, S. 250–268.

⁹⁸ Eine Abgrenzung von Lebenslauf und Biographie bei: Armin Nassehi, *Die Form der Biographie*, in: *BIOS* 7 (1994), S. 46–63. Vgl. auch: Richard Apfelauer, *Feldzeugmeister Anton Freiherr Mollinary von Monte Pastello und seine „Sechsendvierzig Jahre im österreich-ungarischen Heere 1833–1879“*. Eine Studie zur Beurteilung militärischer Autobiographien, *Staatsprüfungsarbeit Institut für österreichische Geschichtsforschung* Wien 1980, S. 172–200.

⁹⁹ Nach: Douglas, *Institutionen*, S. 31.

Ein echtes „Tornisterkind“ war Eduard Zanantoni, der als Sohn eines Unteroffiziers aus der Lombardei in Ungarn geboren wurde und in Mähren die Volks- und die Realschule besuchte, bevor er 1874 dank der Protektion eines Majors in die Militärunterrealschule in Güns (Köszeg) eintrat.¹⁰⁰ Zanantoni war dabei nicht nach seinen Vorstellungen gefragt worden, aber er hatte sich ohnehin das Mögliche gewünscht: „Freudigen Herzens ging ich meiner Bestimmung entgegen; ich war ja mit Leib u[nd] Seele Soldat. Wie wäre dies nicht der Fall gewesen? Hatte ich doch von frühester Jugend an inmitten eines Truppenkörpers gelebt u[nd] war ich doch der Sohn eines Soldaten, der in langer Friedenszeit u[nd] in 4 Feldzügen ergraut ist!“¹⁰¹ Urbański, ein Offizierssohn, der wie Zanantoni ganz im Garnisonsmilieu aufgewachsen war, kannte mit acht Jahren schon die „Ergänzungsbezirke, Aufschlagfarben und Knöpfe“ aller Infanterieregimenter der Monarchie und konnte sich keine andere als die militärische Laufbahn vorstellen.¹⁰² Umfeld und familiäre Tradition stellten nach eigenem Bekunden auch für Max Csicseric von Bacsány die beruflichen Weichen. Der Sohn eines Offiziers der Militärgrenze wollte unbedingt Offizier werden, und „da ich stets in einem militärischen Milieu lebte, fast alle meine männlichen Verwandten Offiziere und die weiblichen an Offiziere verheiratet waren, ist das nur zu begreiflich. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, daß ich einen anderen Beruf ergreife.“¹⁰³ Der Vater war trotz oder wegen des militärischen Milieus, in das er selbst hineingeboren und dem er lebenslang verbunden geblieben war, skeptisch, und es bedurfte des Drängens von Mutter und Sohn, um ihn umzustimmen.

Auch Julius von Lustig-Prean, von 1908 bis 1910 Leiter der Pressearbeit des Kriegsministeriums, stammte aus einem ganz vom Staatsdienst, insbesondere vom Militär geprägten Elternhaus. Er drängte, wie seine beiden Brüder, zum Offiziersberuf. Als „Erbe“ seines Vaters, das ihn geleitet habe, nannte er: „fanatische Liebe zum Kaiser, zum Soldatentum, offiziersmäßiges Denken und Handeln, ausgeprägtes Interesse für die Armeegeschichte“¹⁰⁴ und Tradition. Lustig-Prean glaubte im Rückblick dennoch, daß der letzte Anstoß, die Offizierslaufbahn einzuschlagen und auf die Militär-Unterrealschule zu gehen, von ihm selbst kam. Noch sicherer war sich hier Ruzicka, der 1896 nach vier Jahren Gymnasium in eine Kadettenschule eintrat. Zwar war auch er sich nach 40 Jahren nicht mehr klar darüber, „ob die Idee, den militärischen Beruf zu ergreifen, in mir selbst entstanden ist, oder wie weit ich hierzu von anderer Seite beeinflusst worden bin,“ aber alle konkreten Entscheidungen führte er auf seine eigene Initiative zurück: Den Prospekt der Kadettenschule habe er sich besorgt, bei der Wahl der Waffengattung seien es der Ruf der Kavallerie als Refugium des Adels und die langweiligen Uniformen der Infanterie gewesen, die ihn bewogen hätten, zur Artillerie zu gehen. „Ich bemerke noch, daß ich mich nicht erinnere, daß auch

¹⁰⁰ Eduard Zanantoni, „Erinnerungen aus meinem Leben“, [1922] (Vorbemerkung vom 15. 12. 1922), Ms., Kopien, B/6:1, fol. 1–16.

¹⁰¹ Ebd. fol. 17. Vgl.: Georg von Schloppendorf [= Rudolf Biedermann], [Lebensroman], Ms., B/608:1/5, fol. 5.

¹⁰² August von Urbański, „Das Tornisterkind“ [„Im Dienst der letzten Habsburger“], [ca. 1938f./1950], Ms., B/58:4b, fol. 5.

¹⁰³ Max Csicseric von Bacsány, „Lebenserinnerungen“, 1927–1935, Ms., B/198:1, fol. 53.

¹⁰⁴ Julius von Lustig-Prean, „Aus den Lebenserinnerungen eines alten k.u.k. Offiziers“, 1940/41, Ms., B/5:1, fol. 1.

nur einer meiner Mitschüler einen gleichen Entschluß gefaßt hätte wie ich. Alle Vorbereitungen wurden von mir getroffen, ohne meine Eltern einzuweihen.“¹⁰⁵

Der spätere Leiter der Militärkanzlei des Thronfolgers Carl Bardolff wurde von seinem Vater, der als Soldat und Regimentsmusiker, schließlich als Trompeter in der Hofkapelle seinen Lebensunterhalt verdiente, gegen den Rat eines Generalstäblers in der Verwandtschaft auf das Gymnasium geschickt und nicht auf eine Militärerziehungsanstalt.¹⁰⁶ Nach dem Tod des Vaters legten die Mutter und der Vormund, der selbst Jurist war, Bardolff nahe, an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät im heimatlichen Graz zu studieren. Der Dienst als Einjährig-Freiwilliger, so erinnerte sich Bardolff 1938, gefiel ihm wegen des Kameradschaftsgeistes und der eindrucksvollen Persönlichkeit seines wichtigsten Vorgesetzten so gut, daß er sich entschloß, 1888 nach Studium und Promotion von der Reserve- in die Berufsoffizierslaufbahn zu wechseln.¹⁰⁷ Auch Josef Graf Stürgkh kam über den Einjährigfreiwilligen-Dienst zum Militär; ihm und seinen Eltern war es darum zu tun, nicht allzufrüh endgültig über den Beruf entscheiden zu müssen. Wie Stürgkh rückschauend bekannte, wußte er später nicht mehr so recht, warum er einstmals überhaupt im Unterschied zu seinen Brüdern nicht Beamter, sondern Soldat hatte werden wollen. Entsprechend unschlüssig war der frischgebackene Leutnant der Reserve, als er den offensichtlich öden Standort seines Jägerbataillons besuchte. Vom Vetter seines Vaters, dem Landesverteidigungsminister Welsersheimb, erhielt Stürgkh 1881 den Rat, sich zu einem Truppenkörper im süddalmatischen Aufstandsgebiet versetzen zu lassen und die Einberufung zu erbitten, um so den Übertritt in den aktiven Dienst zu erleichtern. Aus Abenteuerlust ging der junge Hochadelige auf diesen Vorschlag sofort begeistert ein.¹⁰⁸

Moritz Ritter von Auffenberg-Komarów, der vorletzte Kriegsminister der Habsburgermonarchie vor dem Weltkrieg, hebt in seinen 1921 erschienenen Memoiren hervor, daß er dem Vater, einem Staatsanwalt in Troppau, die frühe Festlegung des Berufswegs mühsam abringen mußte.¹⁰⁹ Ein freier Stiftungsplatz der schlesischen Stände und die Unterstützung der Verwandten nannte Auffenberg als entscheidende Hilfe dafür, daß er in das Kadetteninstitut in Eisenstadt kam. Die Aufmerksamkeit für den Krieg von 1859 und den Unterricht seines Geschichts- und Geographieprofessors auf dem Gymnasium zog er heran, um seine damaligen „kriegerischen und militärischen Neigungen“¹¹⁰ rückschauend zu deuten.¹¹¹ Auch Theodor Ritter von Zeynek absolvierte das – zumindest zu seiner Zeit elitäre – Troppauer Gymnasium

¹⁰⁵ W. Ruzicka, Jugenderinnerungen – Ausbildung und Friedensdienstzeit 1896–1914 – Tagebuch aus Krieg und Gefangenschaft 1914/18 – Zerfall der Monarchie – Neuanfang 1919/25, o.O. 1987, S. 24 f. (Vorwort vom September 1934).

¹⁰⁶ Dazu: Carl Freiherr von Bardolff, Soldat im alten Österreich. Erinnerungen aus meinem Leben, 2. Aufl., Jena 1943, S. 14–22 (bei dem Verwandten handelte es sich um den bereits als Memoirenschreiber erwähnten Wilhelm Ritter von Gründorf).

¹⁰⁷ Ebd. S. 29–50 (das Rigorosum legte er bereits als aktivierter Lt 1889 ab).

¹⁰⁸ Josef Stürgkh, Politische und militärische Erinnerungen, Leipzig 1922, S. 9–12.

¹⁰⁹ Vgl. dazu auch die Schilderungen einer Entscheidung für die Offizierslaufbahn gegen den Willen der Familie: Födransperg, 40 Jahre I, S. 2–6; Torresani, Taufe II, S. 1 f.

¹¹⁰ [Moritz] Auffenberg-Komarów, Aus Österreichs Höhe und Niedergang. Eine Lebensschilderung, München 1921, S. 12.

¹¹¹ Ebd. S. 7–13.

und stammte aus einer Familie mit Beamtentradition. Die Juristen der Landesregierung, die er über seinen Vater kannte, imponierten ihm nicht. Zum Militär zogen ihn, so urteilte Zeynek 1940, die Idealisierung kriegerischer Männlichkeit im humanistisch ausgerichteten Gymnasium und der hohe Leistungsanspruch, der den Generalstab kennzeichnete. Nicht minder wichtig war das Vorbild eines mit dem Vater gut befreundeten Generalstabsoffiziers und der Respekt, der dem Kommandanten des Troppauer Infanterieregiments allgemein entgegengebracht wurde. Nach der Matura bestand Zeynek im Herbst 1891 die Aufnahmeprüfung für die Theresianische Militärakademie.¹¹²

Der christlich-soziale Politiker Ernst Ritter von Streeruwitz, 1929 für einige Monate Bundeskanzler, berichtet in seinen 1934 erschienenen Erinnerungen, wie er dazu kam, die Offizierslaufbahn einzuschlagen. Aus alter landständischer Familie Böhmens mit starker Militärtradition stammend, hätte er eigentlich Diplomat werden sollen, aber der plötzliche Tod des Vaters machte eine solche Laufbahn in den Augen der Mutter zu unsicher, fehlte doch nun die notwendige Protektion. Nach dem Abschluß des Gymnasiums ging Streeruwitz deshalb 1892 nach Wiener Neustadt.¹¹³ Noch deutlicher waren Zweckmäßigkeitserwägungen ausschlaggebend dafür, daß Edmund Glaise-Horstenaus, der als Siebenjähriger 1889 seinen Vater, einen frühzeitig ausgeschiedenen Offizier, verlor, auf die Militärunterrealschule in St. Pölten geschickt wurde. Die Faszination, die alles Kirchliche auf das Kind ausübte und seine Eignung für das humanistische Gymnasium traten hinter die finanziellen Notwendigkeiten zurück. Aber selbst der weitgehend mittellose Halbweise Glaise fand in der Rückschau auch ein ideelles Motiv, wenn er erzählte, mitentscheidend sei gewesen, wie beeindruckend ein Militärunterrealschüler, der im Urlaub in Uniform herumstolzerte, auf Mutter und Sohn gewirkt habe.¹¹⁴

Pragmatische Interessenabwägung und die Anziehungskraft eines durch die Uniform symbolisierten sozialen Sonderstatus, Eigeninitiative und die Vorgaben von Eltern oder Verwandten stehen im Rückblick nebeneinander. Die Prägung durch das Milieu war noch Jahrzehnte später für viele ehemalige Offiziere eine ausreichende Begründung der Berufswahl, und der Reiz eines Lebens außerhalb der zivilen Gesellschaft verstand sich noch nach zwei Weltkriegen von selbst. Die Lasten, die diese Weichenstellung dem Einzelnen aufbürdete, wurden sehr unterschiedlich gewertet, je nach der Lebensphase, in der der Verfasser mit Einrichtungen und Gefüge der Armee konfrontiert wurde. Gerade erst dem Grundschulalter entwachsene „Zöglinge“ der Unterrealschulen erfuhren, der Erinnerung nach, eine eher fürsorgliche Seite der militärischen Erzieher und konnten im Rückblick die Überschreitung der Grenze zwischen Zivilem und Militärischem nicht als besonders dramatische Zäsur erkennen.¹¹⁵ Auch beim Eintritt in die Militär-Oberrealschule waren für die Kinder aus zivilen Schulen die Trennung vom Elternhaus und die Umstellung auf das Leben im Internat

¹¹² Theodor Ritter von Zeynek, „Das Leben eines österreichisch-ungarischen Generalstabsoffiziers“, (Widmung vom 5. 3. 1940), Ms., B/151:2, fol. 3–8.

¹¹³ Ernst Streeruwitz, *Wie es war. Erinnerungen und Erlebnisse eines alten Oesterreichers*, Wien 1934, S. 178.

¹¹⁴ Glaise, General, S. 85–92. Vgl. auch: Kurt von Schmedes, „Jugend- und Kriegserinnerungen“, Ms., Kopien, B/1044:2, fol. 14.

¹¹⁵ Wilhelm Plas, „Erinnerungen“, Ms., Kopien, B/534:2, fol. 17–19.

einschneidender. Allerdings fiel selbst dem späteren Militärhistoriker Maximilian von Hoen auf, daß er als „Zögling 12 des Jahrganges I a“ Teil einer durchorganisierten Institution geworden war. Seiner Mutter schrieb er, seine Wäsche sei entsprechend „gestempelt, mein Gewehr trägt die Nummer [-] kurz alles ist auf Nummer 12.“¹¹⁶ Diejenigen, die erst später in das Militärbildungswesen wechselten, spürten diesen Übergang dagegen sehr viel deutlicher. Der Eintritt in die ungewohnte Welt des Militärs war daher für die Zivilschulabsolventen an den Akademien sehr hart, während die aus den Militärschulen stammenden „Akademiker“ nicht nur längst an die für die „Zivilisten“ fremde Lebensweise gewöhnt waren, sondern als Rekrutenausbilder die sogenannten „Zivilknödel“ ihre Überlegenheit durch Härte und Herablassung spüren ließen.¹¹⁷ Dieser Weg der Unterwerfung unter die Regeln des Militärs war für die Betroffenen demütigend, aber nur in einem Fall wird der Übergang in das militärische Leben genauer beleuchtet.

Als Sohn eines hochrangigen Offiziers in Galizien und Wien herangewachsen, hatte auch Eugen Hirsch-Stronsdorff¹¹⁸ ein Elitelymnasium absolviert, bevor er auf einem Freiplatz die Theresianische Militärakademie besuchte. Eine große physische und psychische Belastung waren für die aus zivilen Schulen kommenden Zöglinge die streng reglementierte Tageseinteilung und der militärische Drill, dem sie durch Mitschüler des dritten Jahrgangs unterzogen wurden. „Jede freie Stunde bis zum Abend mußten wir exerzieren und wurden gedrillt, manchmal bis zur Erschöpfung geschunden.“¹¹⁹ Der sonntägliche Ausgang war den „Zivilisten“ nicht erlaubt, solange sie noch nicht gelernt hatten, sich in Uniform angemessen, also würdig zu bewegen. Von der Außenwelt weitgehend abgeschnitten, litt Hirsch darunter, daß er sich mit Kameraden aus den Militärrealschulen kaum verständigen konnte, die alle militärischen Verhaltensregeln bestens kannten und die bei der Benotung bevorzugt wurden. Er schildert die eigentliche Hinwendung zu seiner neuen Lebenswelt als Schlüsselereignis. Ein nichtiger Vorfall wurde durch eine Lehrkraft dazu benutzt, Hirsch die Heiligkeit der Subordination, die im militärischen Betrieb jenseits von Gerechtigkeitsempfinden und subjektiver Ansicht Geltung beanspruchte, nachdrücklich vor Augen zu stellen. „Erst jetzt begriff ich manches in meiner Umgebung, den geduldeten harten Ton der Abrichter, die strenge Zucht, die zu jeder Stunde herrschte, die Distanz, die auch junge Offiziere uns gegenüber hielten und vieles andere. Von da an gehörte ich mit Leib und Seele dieser Armee“¹²⁰, und Hirsch identifizierte sich im Rückblick nach rund einem Dreivierteljahrhundert begeistert mit der Neustädter Akademie und mit seinen Kameraden.¹²¹

¹¹⁶ M. Hoen an seine Mutter, 3. 9. 1881, zit.: Elmer, Hoen, S. 75.

¹¹⁷ Schmedes, „Jugend- und Kriegserinnerungen“, B/1044:2, fol. 15 f.; Streeruwitz, *Wie es war*, S. 179–181; Torresani, *Taufe II*, S. 33–37; Ludwig Windisch-Graetz, *Helden und Halunken. Selbsterlebte Weltgeschichte 1899–1964*, 2., völlig neu gestaltete und verbesserte Aufl., Wien 1967, S. 12 f. Vgl. aber auch die Betonung der Überlegenheit der „Zivilisten“ bei: Csicseric, „Lebenserinnerungen“, B/198:1, fol. 93; Ernst Jedina-Palombini, „Erinnerungen“, Ms., Kopien, B/959:2, fol. 54.

¹¹⁸ Eugen Hirsch Edler von Stronsdorff, „Mein Leben. I. Erster Teil bis zum Weltkrieg“, [verfaßt in der ersten Hälfte der 1970er Jahre], Ms., Kopien, B/1003:25.

¹¹⁹ Ebd. fol. 77.

¹²⁰ Ebd. fol. 82 f.

¹²¹ Ebd. fol. 77–90.

Diese Kameradschaft wirkte im militärischen Erziehungs- und Bildungswesens als Regulationsmechanismus innerhalb der Gruppe wie als Garant solidarischer Einheit nach außen und bot im streng hierarchisch geordneten Alltag einen wichtigen Schutzraum.¹²² Hierarchie wurde den Zöglingen der Militärreal- und Kadettenschulen und noch den Militäarakademikern durch die Regeln und Konventionen des Alltags vor Augen geführt.¹²³ Nicht immer mußte dies auf spezifisch militärische Art geschehen; so spielte die Dominanz der Älteren über die Neulinge, der „Burgherrn“ über die „Benjamine“¹²⁴, auch in zivilen Internaten eine große Rolle, wie überhaupt manche Erfahrungen aus den Militärschulen – Robert Musil wäre ein Beispiel dafür – übertragbar gewesen sein dürften.¹²⁵ Während die Älteren den Jüngeren auch mit offiziellem Auftrag vorgesetzt wurden, z. B. als „Abrichter“ in der militärischen Grundausbildung der „Zivilisten“, entwickelte sich rasch ein Überlegenheitsgefühl aller Schüler gegen die aus den Mannschaften rekrutierten Unteroffiziere, die als Aufsichtspersonal eingesetzt wurden.¹²⁶ Innerhalb der Klassen bzw. Jahrgänge kam die Leistungshierarchie nicht nur in der förmlichen Festlegung von Rangpositionen zum Ausdruck, sondern auch durch die gestaffelte Vergabe von Auszeichnungen, die den Schulerfolg an der Uniform des „Zöglings“ ablesbar machten.¹²⁷ Der so im Vergleich gemessene Grad an schulischer Leistung am Ende der Ausbildung wurde als „Schulrang“ mit auf den Berufsweg genommen und konnte damit auf Dauer die Weichen für die Karriere stellen.¹²⁸

Gelernt hatten die Absolventen der Kadettenschulen und der Akademien zum Zeitpunkt ihrer Ausmusterung viel Allgemeinbildendes.¹²⁹ Die Zeiten, als es bei der Kadettenprüfung noch genügt hatte, den Namen des Herrschers und der Dynastie sowie die Hauptstädte einiger Kronländer zu wissen, waren lange vorbei.¹³⁰ Die Kadettenschulen litten insgesamt dennoch unter dem Image, Sammelbecken für Kinder aus ärmeren Militär- oder Beamtenfamilien und für schlechte Schüler zu sein.¹³¹ In den Garnisonen der k.u.k. Armee war es oft nicht möglich, deutschsprachige Schulen für die Offiziers- und Unteroffizierskinder zu finden, und hier konnten Kadettenschulen als kostengünstige Alternative gelten. Das Wissensniveau, das die Kadetten

¹²² Csicseric, „Lebenserinnerungen“, B/198:1, fol. 85, 93; Torresani, Taufe II, S. 28 f.

¹²³ Auch in der Aufhebung der Intimsphäre, wenn es der Kontrolle durch die Vorgesetzten dienlich war: Torresani, Taufe II, S. 27. Zur Härte und zum strengen Reglement in den Kadettenschulen: Auffenberg, Höhe und Niedergang, S. 15 f.

¹²⁴ [Biedermann], Lebensroman, B/608:1, fol. 51–54; Glaise, General, S. 100; Ruzicka, Jugenderinnerungen, S. 27.

¹²⁵ Robert Musil, Die Verwirrungen des Zöglings Törleß, Reinbek bei Hamburg 1998. Vgl.: Jedina, „Erinnerungen“, B/959:2, fol. 24, 40.

¹²⁶ Torresani, Taufe II, S. 7 f.

¹²⁷ Ruzicka, Jugenderinnerungen, S. 27 f.; Urbański, „Tornisterkind“, B/58:4b, fol. 7.

¹²⁸ Wiesinger, „Erinnerungen“, B/77:24, fol. 9.

¹²⁹ Auf den Militär-Realschulen entfielen insgesamt 243 Unterrichtsstunden auf theoretische (182) und graphische (61 Stunden) Fächer, im Winter 29 und im Sommer 46 Stunden auf das Einüben „militärischer Geschicklichkeit“: Poten, Geschichte, S. 354 f.

¹³⁰ Födransperg, 40 Jahre I, S. 58 f.

¹³¹ Zur geringen Attraktivität der Kadettenschulen: Csicseric, „Lebenserinnerungen“, B/198:1, fol. 56–60. Zu den Kadettenschulen als Ausweg für schlechte Schüler: Ebd. fol. 62, 85; Hesshaimer, Miniaturen, S. 22.

erreichten, wurde rückblickend eher negativ gewertet.¹³² Diesem entsprachen die im Vergleich zu den Militärakademikern schlechten Karrierechancen von Kadettenschulabsolventen.¹³³ Die Mißstände entgingen auch der Armeeführung nicht, und kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurde diskutiert, die Kadettenschulen aufzulösen und den Offiziersnachwuchs nur mehr über Militärmittelschulen und Akademien heranzubilden.¹³⁴ Die Pionierkadettenschule war tatsächlich ab 1912 ein Auslaufmodell, das durch Pionierklassen der Technischen Militärakademie ersetzt wurde.¹³⁵ Als besonders wichtig galt es, in Zukunft unter den Bewerbern für die Militärschulen stärker auswählen und reine Versorgungsfälle unter den Söhnen von Berufsoffizieren abweisen zu können.¹³⁶

Die beiden Akademien der k.u.k. Armee, die ihren Absolventen gute Aufstiegschancen eröffneten, konnten es sich ohnehin erlauben, ihre Schüler auszusuchen. Die Aufnahmeprüfung war eine ernstzunehmende Hürde, und in drei Akademie Jahren wurde den „Zöglingen“ ein großes Lernpensum in mehr als drei Dutzend allgemeinbildenden und militärfachlichen Gegenständen aufgebürdet. Dazu kamen auch noch Gefechtsübungen, Reiten und dergleichen.¹³⁷ Gelernt wurde daher oft nur recht oberflächlich, und die von Zivilisten unterrichteten Fächer gehörten zu denjenigen, welchen meist besonders geringe Beachtung geschenkt wurde. In deutlicher Erinnerung blieb im Unterschied zum normalen Lehrbetrieb die „Mappierungsreise“, eine praktische Übung im Kartographieren.¹³⁸ Hohe Anforderungen an die mathematisch-naturwissenschaftliche Fähigkeiten der Schüler stellte naturgemäß die Technische Militärakademie. Überhaupt war der Leistungsdruck, an der Zahl der Abbrecher gemessen, an den technischen Militäranstalten sehr beträchtlich.¹³⁹

Konnten die Artilleristen und „Genisten“ also auf ein besonderes Wissen stolz sein, so dominierten dennoch die „Neustädter“ in der Offizierselite.¹⁴⁰ Die Theresia-

¹³² Lustig-Prean, „Lebenserinnerungen“, B/5:1, fol. 3; Anton Freiherr von Lehár, „Kadettenschule“, als Broschüre gedruckt, Wien 1943, B/600:3, S. 7.

¹³³ Stimmer, *Eliten I*, S. 228.

¹³⁴ Ein Plädoyer für die Auflösung der Kadettenschulen z.B. bei: Sp., „Akademien oder Kadettenschulen?“, *Die Vedette* vom 26. 4. 1911.

¹³⁵ Egger, *Stand*, S. 424–426.

¹³⁶ MKFF 1912 Mo/130 („Studie zu einem Reformentwurf unseres Militär-Erziehungs- und Bildungswesens“, gedrucktes Ms., Wien 1912).

¹³⁷ Die Unterrichtsgegenstände in Wiener Neustadt bei: Poten, *Geschichte*, S. 371–381.

¹³⁸ Hirsch, „Leben“, B/1003:25, fol. 98–100; Mauriz Wiktorin, „Soldat in 3 Armeen“, [1954], Ms., B/1191:1, fol. 14 f.; Zeynek, „Leben“, B/151:2, fol. 11 f.

¹³⁹ Csicseric, „Lebenserinnerungen“, B/198:1, fol. 87; Jedina „Erinnerungen“, B/959:2, fol. 52 f.; Stimmer, *Eliten I*, 226 f.

¹⁴⁰ Zur militärtechnischen Ausbildung in Österreich-Ungarn: Heinrich Schalk, *250 Jahre militärtechnische Ausbildung in Österreich*, Wien o.J. [1967], S. 46–57. Zu den Karrieren von Absolventen innerhalb wie außerhalb des Militärs: Anhang 3 (Auszeichnungen), ebd. S. 136–141, Anhang 5 (Kurzbiographien), ebd. S. 143, Anhang 6 (Techniker und Naturwissenschaftler), ebd. S. 217–250. Die Beförderungsverhältnisse bei der Artillerie galten schon traditionell als schlecht. Hauptmann Emil Noll veröffentlichte 1887 auf der Basis eines Gedichtes der 1840er Jahre „Das Avancement 1885, 1886, 1887“: „Zwei Greise krochen über's Land / Ein Ober- und ein Lieutenant, / Zum Hauptmann bringen es die nie, / Denn sie gehören zur Artillerie.“ Abgedruckt in: Hugo Kerchnawe, *Die Schulen der Artillerie*, in: *Ehrenbuch unserer Artillerie*. Hg. v. „Reichsbund der Artillerievereinigungen Österreichs“, 2 Bde., Wien 1935/36, hier

nische Militärakademie nahm nicht nur deshalb eine Sonderstellung ein, weil sie den größten Anteil späterer Generalstabsoffiziere hervorbrachte. Sie besaß durch die ungebrochene Kontinuität als Institution mit Sitz in Wiener Neustadt eine besonders starke Verankerung im Leben der Garnisonsstadt. Die Babenbergerburg, in der die Akademie untergebracht war, und der umgebende Park boten die Möglichkeit, Tradition zu veranschaulichen und das Bewußtsein dafür zu entwickeln und zu pflegen.¹⁴¹ Unter den Monumenten in den Außenanlagen, die dem Offiziersnachwuchs das Erbe der Vergangenheit besonders deutlich vor Augen stellen sollten, war auch eines, das der Gefallenen aus den Reihen der Absolventen gedachte.¹⁴² Der Geschichte der Akademie und zugleich der ihrer Absolventen setzte 1894 eine umfangreiche Festschrift ein Denkmal der besonderen Art. Allein in der Aneinanderreihung der knappen, um die militärische Laufbahn kreisenden Kurzbiographien aller „Zöglinge“ seit Akademiegründung sollte die Bedeutung einer die Generationen übergreifenden Gemeinschaft abgebildet werden.¹⁴³ Zum hundertfünfzigjährigen Jubiläum der Akademie 1902 besuchte Erzherzog Franz Ferdinand die Feierlichkeiten in Wiener Neustadt, und der Kaiser zeichnete die bisher „Zöglinge“ genannten Schüler mit dem klangvolleren Namen „Akademiker“ aus. Der Kriegsminister schwor die Festversammlung auf die weltanschauliche Basis des Offizierskorps ein, „Uns're Seele Gott, unser Leben dem Kaiser, die Ehre für uns!“¹⁴⁴

Für die Absolventen der Militärakademien begann mit der „Ausmusterung“ – am 18. August, dem Geburtstag Franz Josephs – ein wichtiger neuer Lebensabschnitt. Die Uniformen der Regimenter, zu denen sie eingeteilt wurden, trugen die frischgebackenen Leutnants schon zur Abschlußfeier, und kaum ein Lebensbericht übergeht die Freude an der neuen Pracht. Schon in den Schulen und Akademien war die Uniform wichtig.¹⁴⁵ Die Pflege des äußeren Erscheinungsbildes wurde aber spätestens in der Leutnantszeit zu einer – im Verhältnis zum Sold – teuren Form der Selbstdarstellung.¹⁴⁶ Nicht alle erlagen dem „Zauber der Montur“. Heinrich Benedikt berichtet, daß seine Uniform als Einjährig-Freiwilliger bei der Artillerie – schwarze Reitstiefel,

I, S. 160–170, hier S. 169. Vgl. zu den Karrieren und Auszeichnungen von „Neustädtern“: Lustig-Prean, *Geschichte*, S. 11–21.

¹⁴¹ Melichar, *Ästhetik und Disziplin*; „Mach er Mir tüchtige Officirs und rechtschaffene Männer darauf“. Die Theresianische Militärakademie von der Gründung bis zur Gegenwart [Ausstellungskatalog], Wiener Neustadt 1994. Vgl. die Beschreibung der Burg aus der Sicht eines Zöglings bei: Glaise, General, S. 106–108.

¹⁴² Johann Jobst (Hg.), *Die Neustädter Burg und die k.u.k. Theresianische Militärakademie. Ein Führer in militärischer und kunstgeschichtlicher Beziehung*, Wien u. Leipzig 1908, S. 228–252.

¹⁴³ Johann Svoboda, *Die Theresianische Militär-Akademie zu Wiener Neustadt und ihre Zöglinge von der Gründung der Anstalt bis auf unsere Tage*, 3 Bde., Wien 1894–97. Das Werk zählt deshalb zu den wichtigsten biographischen Hilfsmitteln für die Geschichte des Offizierskorps der Monarchie seit dem 18. Jahrhundert.

¹⁴⁴ Jobst (Hg.), *Neustadt*, S. 254–258.

¹⁴⁵ Für ein Extrembeispiel unter Ausbildern einer Militäroberrealschule: Plas, „Erinnerungen“, B/534:2, fol. 34.

¹⁴⁶ Csicseric, „Lebenserinnerungen“, B/198:1, fol. 130f.; Hirsch, „Leben“, B/1003:25, fol. 118; Streeruwitz, *Wie es war*, S. 193, 198; Urbański, „Tornisterkind“, B/58:4b, fol. 25f.; Zeynek, „Leben“, B/151:2, fol. 13. Zu den Kosten der Uniformen: Hermann Hinterstoisser, *Die Adjustierung des k.(u.) k. Heeres 1868–1914. Bd. 1: Die Infanterie*, Wien 1998, S. 94f.

blaue Hosen, brauner Waffenrock mit roten Aufschlägen und gelben Armaborten, blaue Kappe und bei Paraden schwarzer Tschako – zumindest seiner Mutter überhaupt nicht gefiel, was sicher für ihren Farbsinn sprach.¹⁴⁷ Doch selbst die hier so herb kritisierte Uniform der Artilleristen konnte ihrem Träger ein neues Selbstgefühl vermitteln, wie sich Kurt von Schmedes erinnerte. Er berichtete von der Sorgfalt, die er und seine Kameraden – „eitler als junge Mädchen“ – vor der Ausmusterung dem neuen Erscheinungsbild widmeten.¹⁴⁸ Gerade diese emotionalen Aspekte erklären, weshalb kurz vor dem Kriegsausbruch die Umstellung der Uniformierung auf Farben, die etwas Tarnung zu bieten versprachen, so umstritten war und Stückwerk blieb.¹⁴⁹

Den Erinnerungen nach war die neue Uniform ein wichtiges Mittel, den Übergang vom „Zögling“ zum Offizier zu veranschaulichen. Der Ablauf des Ausmusterungstages umfaßte die Parade zum Geburtstag des Monarchen, eine Feldmesse, die Verlesung der neuen Diensterteilung der Absolventen und den raschen Garderobenwechsel, damit sich die Leutnants so den Verwandten und der Öffentlichkeit zeigen konnten.¹⁵⁰ Dann leisteten die Absolventen den Eid, ihrem „Fürsten und Herrn“ Franz Joseph treu und gehorsam zu sein, auch den Vorgesetzten zu gehorchen und „gegen jeden Feind, wer es immer sei“, „in Schlachten, in Stürmen, Gefechten und Unternehmungen jeder Art, mit einem Worte, an jedem Orte, zu jeder Zeit und in allen Gelegenheiten tapfer und mannhaft zu streiten, unsere Truppen, Fahnen, Standarten und Geschütze in keinem Falle zu verlassen, uns mit dem Feinde nie in das mindeste Einverständnis einzulassen, uns immer so, wie es den Kriegsgesetzen gemäß ist, und braven Kriegsleuten zusteht, zu verhalten, und auf diese Weise mit Ehre zu leben und zu sterben.“¹⁵¹ In Wiener Neustadt zogen anschließend „die jungen Leutnants ihre Säbel und kreuzten sie mit dem Wahlspruch ‚Treu bis in den Tod‘. Jeder wollte möglichst viele Scharren in seine Klinge bekommen. Wer es sich leisten konnte, und das waren die meisten, hatte sich einen Ehrensäbel mit ziseliertem Korb und dem auf der Klinge eingravierten Wahlspruch machen lassen.“¹⁵²

Die äußere Erscheinung, nicht zuletzt die militärische Haltung, spielte auch im weiteren Berufsweg eine Rolle. Ob ein Offizier ein guter oder ein schlechter Reiter war, wurde z. B. in den Personalunterlagen festgehalten, und der Reitausbildung galt

¹⁴⁷ Heinrich Benedikt, *Damals im alten Österreich. Erinnerungen*, Wien u. München 1979, S. 207.

¹⁴⁸ Schmedes, „Jugend- und Kriegserinnerungen“, B/1044:2, fol. 23.

¹⁴⁹ Dazu: Wagner, *Armee*, S. 598–603. Vgl. auch: Hinterstoisser, *Adjustierung*, S. 11–15.

¹⁵⁰ Csicseric, „Lebenserinnerungen“, B/198:1, fol. 131–134; Glaise, *General*, S. 130–132; Lothar Rendulić, *Soldat in stürzenden Reichen*, München 1965, S. 30; Ruzicka, *Jugenderinnerungen*, S. 35; Schmedes, „Jugend- und Kriegserinnerungen“, B/1044:2, fol. 16f.; Urbański, „Tornisterkind“, B/58:4b, fol. 25–27; Waldemar Vogt, [„Autobiographie“], Ms., B/1565:6, fol. 81–89. Zum Ablauf des Ausmusterungstages und dem Fortwirken der Tradition bis in die Gegenwart: „Mach er Mir tüchtige Officirs“, S. 89–92. Ebd. S. 90: „Es gibt eine alte Legende an der Militärakademie, daß jenem Militärakademiker, der instande ist, sich nach der Dekretübergabe [mit der Ernennung zum Leutnant, G.K.] am schnellsten seiner Fähnrichsuniform zu entledigen und dann als erster in voller Leutnantsuniform über den Maria-Theresien Platz zu gehen, eine glänzende militärische Karriere beschieden sei. Auch heute [1994, G.K.] noch nehmen Militärakademiker diese Geschichte ernst.“

¹⁵¹ Dienst-Reglement I, S. 8.

¹⁵² Wiktorin, „Soldat“, B/1191, fol. 15.

in der Armee besonderes Augenmerk. Einprägsam, weil überaus anstrengend, waren denn auch die den Leutnants vorgeschriebenen „Equitationskurse“.¹⁵³ Die harte Reitausbildung, die die Nachwuchsoffiziere durchlaufen mußten, hatte nicht nur den Zweck, die Kriegstauglichkeit des Offizierskorps zu stärken, sondern lieferte zusammen mit der makellosen „Adjustierung“, der korrekten Bekleidung und Ausrüstung die Basis für ein eindrucksvolles Auftreten bei Zeremonien, Paraden, Inspektionen und Exerzierplatzübungen. Diesen Elementen der Darstellung der Habsburgermonarchie nach innen und außen schenkte gerade der Kaiser und König große Aufmerksamkeit. „Schneidiges“ Auftreten zu Pferd wie zu ebener Erde und ein „soldatisches“ Erscheinungsbild waren daher nicht nur Mittel, Selbstwertgefühl und Attraktivität zu steigern, sondern auch eine Möglichkeit, sich bei den Vorgesetzten für Beförderungen zu empfehlen.¹⁵⁴ Ohne Unterstützung durch höhergestellte und einflußreiche Offiziere drohte das Berufsleben der Leutnants trotz und wegen seiner glänzenden Seiten rasch in eine unerfreuliche Mischung aus langweiliger Routine, Abhängigkeit von den Vorgesetzten und Schulden zu münden, aus denen höchstens noch die Heirat mit einer „Finanzbekanntschaft“¹⁵⁵ einen Ausweg zu eröffnen schien.¹⁵⁶ Sehr wichtig für die Karriere der Nachwuchsoffiziere konnte deshalb das Klima im Offizierskorps des Regiments sein, in das sie mit der Ausmusterung eingeteilt wurden.

Wie in allen Großmachtarmeen dieser Zeit, so gab es auch in der k.u.k. Armee Rangfolgen des Prestiges, das einzelne Truppenkörper genossen. Kavallerieregimenter galten als besonders exklusiv, vor allem der enormen Kosten für die Reitpferde wegen, die von den Offizieren zu bestreiten waren.¹⁵⁷ Das Ansehen der technischen Truppen war traditionell gering, das der Jägereinheiten innerhalb der Infanterie besonders groß.¹⁵⁸ Wenn auch viele Regimenter bewußt in eine lange Tradition eingereiht wurden, konnte von eigentlichen Eliteeinheiten mit besonderem militärischen Glanz nicht gesprochen werden, obwohl beispielsweise das Offizierskorps des Dragonerregiments 6 besonders viele Aristokraten in seinen Reihen hatte.¹⁵⁹ Ein Grund

¹⁵³ Urbański, „Tornisterkind“, B/58:4b, fol. 32–36.

¹⁵⁴ Laurence Cole, Vom Glanz der Montur. Zum dynastischen Kult der Habsburger und seiner Vermittlung durch militärische Vorbilder im 19. Jahrhundert. Ein Bericht über ‚work in progress‘, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 7 (1996), S. 577–591; Gründorf, Memoiren, S. 89; Melichar, Ästhetik und Disziplin, S. 291–302.

¹⁵⁵ Gründorf, Memoiren, S. 89.

¹⁵⁶ Vgl. im folgenden: Deák, Offizier, S. 117–132.

¹⁵⁷ Auffenberg, Höhe und Niedergang, S. 31 f.; Hirsch, „Leben“, B/1003:25, fol. 117, 140.

¹⁵⁸ Lustig-Prean, „Lebenserinnerungen“, B/5:1, fol. 7. Vgl.: Deák, Offizier, S. 117 f.

¹⁵⁹ Dazu als Überblick: James Lucas, Fighting Troops of the Austro-Hungarian Army, 1868–1914, New York 1987. Unter anderem bei Paraden wurden die Regimenter von Armee und Publikum „individualisiert“; dazu ein Beispiel aus Prag 1889: Gustav von Hubka, „Die letzte Osterparade unter FZM. Freih[err] v[on] Philippoviñ. Geschildert von einem Teilnehmer“, Ms. 1949, B/61:2, S. 5–8. Zum Privileg der Bartlosigkeit – die Offiziere ansonsten untersagt war – als Auszeichnung des Dragonerregiments 14 nach der Schlacht von Kolin 1757: Glaise, General, S. 291. Zu den Regimentsmärschen: Schematismus das kaiserliche und königliche Heer und für die kaiserliche und königliche Kriegsmarine für 1913, Wien 1912. Zur sorgfältig ausgedachten Palette der Adjustierungsvarianten nach Farbe der Säume und Knöpfe: Ehn, Landmacht. Einen Überblick über die Geschichte der Truppenkörper – als Hilfsmittel der Ahnenforschung in der Zeit des Nationalsozialismus veröffentlicht – gibt: Österreichische Truppengeschichten. Für den Sippenforscher zusammengestellt v. J. Sokoll, in: Adler. Monatsblatt der Vereine für Sippenforschung in der Ostmark 2 (1940), S. 25–48.

dafür war sicher, daß im Unterschied zu Preußen die Leibgarden des Monarchen im Habsburgerreich eine rein zeremonielle Funktion besaßen.¹⁶⁰ Dafür boten die nationale Vielfalt der Armee und die klimatischen und sozialgeographischen Unterschiede der Garnisonsorte Ansatzpunkte für die Ausdifferenzierung einer Wunschliste, die jeder der angehenden Offiziere am Ende seiner Schulzeit einreichte in der Hoffnung, zu einer der Einheiten seiner Wahl eingeteilt zu werden. Von den Rangbesten der Kadettenschulen und Akademien abgesehen, mußten sie aber zumeist mit Truppenkörpern und Garnisonen zurechtkommen, die sie sich keineswegs gewünscht hatten.

Wien galt als guter Stationierungsort, um Karriere zu machen. Den Absolventen der Theresianischen Militärakademie, die innerhalb der Streitkräfte um besonderen Zusammenhalt bemüht waren, bot sich am Sitz der Zentralbehörden der Armee und der österreichischen Landwehr eine hervorragende Gelegenheit, bei regelmäßigen Treffen der „Neustädter“ an jedem ersten Freitag des Monats Verbindungen zu knüpfen.¹⁶¹ Für die Schulung der Truppen, zu der die Leutnants herangezogen wurden, war Wien dagegen – im Wortsinn – ein hartes Pflaster. Die Übungsmöglichkeiten waren unzureichend, und der Bedarf an Personal für die militärische Repräsentation bei Paraden, den Wachdienst bei Hofe und ähnlichem war extrem hoch.¹⁶² Sonst hingegen folgte die Dislokation der Truppen in erster Linie den sicherheitspolitischen Anforderungen. Vor allem für die Kavallerie bedeutete dies eine starke Konzentration in Galizien; Bosnien und die Herzegowina bildeten einen weiteren Schwerpunkt der Truppendislokation, denn hier stellten Regimenter aus anderen Teilen des Habsburgerreiches jeweils ein Feldbataillon.¹⁶³

Die Distanz zwischen der Mannschaft und den Offizieren war in allen Armeen groß, und in den Memoiren der Generalstäbler spielen weder die einfachen Soldaten – trotz Ausbildungsarbeit der Leutnants im Kompaniedienst – noch die Unteroffiziere eine wichtige Rolle. Nur im Fall von Disziplinproblemen blieben einzelne Soldaten in Erinnerung.¹⁶⁴ Selbst Reserveoffiziere gerieten nur ganz am Rand in den sozialen Gesichtskreis ihrer hauptberuflichen Kollegen, wenn auch Generalstabsaspiranten zur Schulung der Einjährig-Freiwilligen eingesetzt wurden.¹⁶⁵ Die Kluft zwischen Offizier und Mannschaft war in der Armee des Habsburgerreiches oft aus sprachlichen Gründen besonders tief, denn hinter der Sprachfertigkeit, die „zum Dienstgebrauch“ genügte, konnte sich vieles verbergen. So übernahm Franz Xaver Schubert, um mit den Huzulen, Polen und Tschechen seines Regiments zu kommunizieren, von einem Kameraden ein selbst „zusammengestelltes Büchlein („200 Worte Regiments-sprache“). Die lernte ich bald – allerdings hieß es dann z.B. ‚Ich gehen Kaserne‘ ‚Du

¹⁶⁰ Rakuscha, Leibgarden.

¹⁶¹ Glaise, General, S. 134; „Die Allzeitgetreue“, DAZ v. 10. 10. 1912.

¹⁶² [Arthur Freiherr] Arz [von Straußenburg], Zur Geschichte des großen Krieges 1914–1918, Wien, Leipzig u. München 1924, S. 18; Csicseric, „Lebenserinnerungen“, B/198:1, fol. 205–210, 218f.; Renduliń, Soldat, S. 31–34; Zeynek, „Leben“, B/151:2, fol. 15f.

¹⁶³ Nach den Angaben des Schematismus für 1913 waren Ende 1912 Bataillone von 58 der 102 Infanterieregimenter des gemeinsamen Heeres den Korps XV und XVI zugeordnet.

¹⁶⁴ Dazu z. B.: Urbański, „Tornisterkind“, B/58:4b, fol. 83–85.

¹⁶⁵ Dazu z. B.: Elmer, Hoen, S. 122. Vgl. zum Verhältnis zwischen Berufs- und Reserveoffizieren: Allmayer-Beck, Bewaffnete Macht, S. 77f.

gehen links‘ – denn es gab keine Abwandlung der Haupt- und Zeitwörter. Aber es ging!“¹⁶⁶ Zu solchen Hindernissen kam noch die Fremdheit des kulturellen Umfeldes im Stationierungsgebiet. Dalmatien, Bosnien und die Herzegowina – der „k.u.k. Orient“¹⁶⁷ – übten den Erinnerungen nach auf junge Offiziere nicht selten den Reiz des Exotischen aus und boten durch Zulagen auch finanzielle Vorteile,¹⁶⁸ während Galizien, vor allem im Osten, schlicht als elend und deprimierend eingeschätzt wurde, als „Vacuum der Begriffe“¹⁶⁹. Die Tristesse der dortigen Stationierungsorte war schon so sehr zum Klischee verfestigt, daß der Neuankömmling Schubert in Kolomea, zwischen Stanislau und Czernowitz gelegen, dank der entsprechenden Erwartungshaltung von Kameraden verulkt werden konnte. Der klapprige Wagen, in dem er abgeholt wurde, und das vermeintliche Quartier, eine Bruchbude in einem heruntergekommenen Viertel, zu der er gebracht wurde, entsprachen Schuberts Befürchtungen – zur großen Belustigung des „Begrüßungskomitees“.¹⁷⁰ Nach dem Untergang der Monarchie meinte Stürgkh, daß bei den Versetzungen quer durch Österreich-Ungarn mancher Offizier der k.u.k. Armee „wohl bis zu einem gewissen Grade seiner Vorstellungsgabe Gewalt antun [mußte], um sich gegenwärtig zu halten, er befinde sich nach wie vor in demselben Staate.“¹⁷¹

In Bosnien und der Herzegowina spielte sich das gesellige Leben der Offiziere und das der aus der ganzen Monarchie rekrutierten Zivilbeamten¹⁷² in einem geschlossenen Kreis aus Staatsdienern ab. Gab es hier und in vielen abgelegenen Garnisonen anderswo oft keine standesgemäße „Gesellschaft“, so führte beispielsweise in Krakau oder Triest die ablehnende Haltung der lokalen Führungsschicht gegen die Armee als Mittel der Fremdherrschaft in die soziale Isolation des Offizierskorps.¹⁷³ Durch solche Umstände und beim Einsatz des Militärs als Hilfsmittel zur Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung lernten die Offiziere sehr konkret die politischen Probleme des Vielvölkerreiches kennen. Die sogenannten „Assistenzeinsätze“ gegen Streikende und Demonstranten scheinen im Rückblick als eher unangenehme Erlebnisse auf.¹⁷⁴

¹⁶⁶ Schubert, „Erinnerungen“, B/833:2, fol. 42. Vgl. ähnliche Erfahrungen mit Kommunikationsproblemen bei: Zeynek, „Leben“, B/151:2, fol. 34 f.

¹⁶⁷ Glaise, General, S. 129.

¹⁶⁸ Ebd. S. 127–129; Hesshaimer, Miniaturen, S. 43–46; Lehár, „Lehár Geschichten“, B/600:1/II, fol. 22 f.; Stürgkh, Erinnerungen, S. 72; Vogt, Autobiographie“, B/1565:9, fol. 55; Otto Wiesinger, [Erinnerungen], [zwischen 1938 und 1945], Ms., B/77:24, fol. 20–22.

¹⁶⁹ Zeynek, „Leben“, B/151:2, fol. 34. Ähnlich: Wiktorin, „Soldat“, B/1191:1, fol. 16. Dennoch Neugier auf die fremde Lebenspraxis und Kultur der Region bei: Schubert, „Erinnerungen“, B/833:2, fol. 44 f., 50.

¹⁷⁰ Schubert, „Erinnerungen“, B/833:2, fol. 41.

¹⁷¹ Stürgkh, Erinnerungen, S. 84.

¹⁷² Jan Baše, [Lebenserinnerungen], in: Vošahlíková (Hg.), Von Amts wegen, S. 179–243, hier S. 227–235.

¹⁷³ Auffenberg, Höhe und Niedergang, S. 56 (Lemberg); Lehár, „Lehár Geschichten“, B/600:1/II, fol. 24 (Sarajevo); Urbański, „Tornisterkind“, B/58:4b, fol. 59 (Lemberg); Vogt, Autobiographie, B/1565:9, fol. 76 (Sarajevo); Stürgkh, Erinnerungen, S. 85 (Krakau); Wiesinger, Erinnerungen, B/77:24, fol. 27 (Mostar); Wiktorin, „Soldat“, B/1191:1, fol. 17 f. (Krakau). Vgl. aber die euphorischen Erinnerungen eines Hocharistokraten an die gesellschaftliche Integration der Offiziere in Krakau: Windisch-Graetz, Helden, S. 15.

¹⁷⁴ Lustig-Prean, „Lebenserinnerungen“, B/5:1, fol. 13; Wiesinger, Erinnerungen, B/77:24, fol. 10 f.; Zeynek, „Leben“, B/151:2, fol. 36 f., 39 f. Vgl. aber auch die Schilderung eines eher gemüthlichen Assistenzeinsatzes in Prag 1906 bei: Glaise, General, S. 148 f.

Dieses Unbehagen hatte vermutlich damit zu tun, daß solche Aufgaben eigentlich nicht dem soldatischen Selbstbild entsprachen,¹⁷⁵ aber auch ganz praktisch damit, daß die Nachwuchsoffiziere auf die taktischen Anforderungen der Assistenzen nicht vorbereitet worden waren. Anton Lehár, der Bruder des Operettenkomponisten, betonte rückblickend, daß selbst auf der Kriegsschule über „die Führung von Armeen und Truppen im Falle umfassenderer innerer Unruhen oder gar Revolutionen [...] nie ein Wort gefallen“ sei.¹⁷⁶

Die Auseinandersetzungen zwischen den Nationalitäten der Donaumonarchie spielten also punktuell auch im Leben der Berufsoffiziere eine nicht zu leugnende Rolle. Abgesehen von Fällen der Widersetzlichkeit oder gar Meuterei einzelner Truppenteile in den Krisenzeiten 1908/09 und 1912/13 und der Bekämpfung von nationalistischer oder sozialistischer Propaganda unter den Soldaten war die Welt des Militärs aber gegen politische Turbulenzen stark abgeschottet. Vor allem innerhalb des Berufsoffizierskorps war von den Spannungen zwischen Nationalitäten wenig zu spüren, folgt man dem wehmütigen Blick zurück, wie er in den Erinnerungen der meisten Karriereoffiziere dominiert. Schon in den Militärschulen wurde, so die Retrospektive, jenseits aller nationalen Eigenheiten der ganz dem Monarchen, der Dynastie und der gemeinsamen Armee verpflichtete Offizier geformt.¹⁷⁷ Die Herkunft, ethnisch oder kulturgeographisch aufgefaßt, taucht zwar in den Personenbeschreibungen der Erinnerungen immer wieder auf, aber fast immer als ein Mittel der eher folkloristisch-farbigen Charakterisierung. Die historisch gewachsene Vielfalt eines Vielvölkerreiches und seiner Armee kommt in diesen Typisierungen – vom „Salonkroaten“ bis zum „braven Tschechen“¹⁷⁸ – zur Anschauung.¹⁷⁹ Nur da, wo die politische Wertung der Habsburgermonarchie eher negativ ausfällt, finden sich Hinweise auf nationale Spannungen in den Militärschulen bzw. Akademien. Hier geht es fast immer um die Magyaren, deren chauvinistisches Auftreten und deren Tendenz zur Absonderung von den Kameraden kritisch bemerkt wird.¹⁸⁰

Die Sonderstellung der Magyaren hatte ihre Wurzel in den militärpolitischen Aspekten des Dualismus. Schon 1867 hätten sich, so Auffenberg, die Ungarn in der Hainburger Kadettenschule wie „die Helden des Tages“ benommen.¹⁸¹ Vor allem die

¹⁷⁵ In der einschlägigen satirischen Militärzeitschrift Österreich-Ungarns hieß es zum Thema des Assistenzeinsatzes: „Ach, Ruhm ist nimmer zu erwerben, Wenn arme Teufel sinnlos sterben [...], Da zuckt nicht nach dem Schwert die Faust.“ Jeremias, „Assistenz“, Die Muskete vom 5. 10. 1911.

¹⁷⁶ Anton Lehár, Erinnerungen. Gegenrevolution und Restaurationsversuche in Ungarn 1918–1921. Hg. v. Peter Broucek, Wien 1973, S. 47. Zur Biographie Lehárs bis zum Kriegsausbruch 1914: Peter Broucek, Einleitung, in: Ebd., S. 7–42, hier S. 8–11.

¹⁷⁷ Streeruwitz, Erinnerungen, S. 182. Vgl. auch: Lustig-Prean, „Lebenserinnerungen“, B/5:1, fol. 2; Wiesinger, Erinnerungen, B/77:24, fol. 10f.

¹⁷⁸ Glaise, General, S. 170 (über Puhallo von Brlog), 217 (über Otahal v. Ottenhorst).

¹⁷⁹ Die entsprechenden Klischees versammelt: [Biedermann], „Lebensroman“, B/608:1, fol. 44–46.

¹⁸⁰ Jedina, „Erinnerungen“, B/959:2, fol. 54, 64f. (Magyaren auf der Technischen Militärakademie), 147 (Gömbös als Kriegsschulkamerad), 148 (kroatische Kriegsschulkameraden mit proserbischer Einstellung 1913); Rendulić, Soldat, S. 29 (Gömbös). Vgl.: Glaise, General, S. 103f. (Magyaren in der Militäroberrealschule), 121f. (Magyaren auf der Wiener Neustädter Akademie), 188 (Honvéds in der Kriegsschule).

¹⁸¹ Auffenberg, Höhe und Niedergang, S. 23.

Entsendung von Honvéd-Offizieren auf die Kriegsschule außerhalb des normalen Prüfungsverfahrens demonstrierte die verfassungsrechtliche Lage seit dem Ausgleich und weckte die Mißgunst derer, die sich ihren Weg in die Fachschule des Generalstabs mühsam und gegen starke Konkurrenz erkämpft hatten.¹⁸² Während es für die Militärschüler nicht-deutscher Muttersprache ansonsten offensichtlich selbstverständlich war, um den eigenen kulturellen Hintergrund kein Aufhebens zu machen, fanden Magyaren institutionellen Rückhalt für die Wahrung sprachlich-kulturellen Eigenbewußtseins bei den Honvéds. Die bis zum Ende der Monarchie andauernden Kontroversen um die Einheit der Armee und die ungarischen Militärforderungen sowie die damit zusammenhängende schwache materielle Ausstattung des gemeinsamen Heeres schärfte sicherlich bei den übrigen Offizieren den Sinn für magyarische Extratouren im Offizierskorps. Ungarnfeindschaft zeigte daher vor allem Offiziere, die militärpolitisch besonders engagiert waren.¹⁸³ Daß trotz des Zusammenbruchs der Donaumonarchie und der Blüte der Nationalismen in den Nachfolgerstaaten in den Erinnerungen aus der Zwischenkriegszeit nicht häufiger auf Konflikte innerhalb des Offizierskorps eingegangen wird, zeugt – bei aller Vorsicht gegenüber der Neigung der Autoren zur nostalgischen Verklärung – von der Kohäsionskraft der Armee.

Erreicht wurde diese Geschlossenheit nicht durch eine gezielte politische Schulung. Die Pflege der Loyalität zu Herrscher und Herrscherhaus war im militärischen Leben vielfältig verankert, im Zeremoniellen, aber ebenso im Kult des Gehorsams. Daß diese Bindungen nicht explizit erörtert werden mußten, spricht für deren Vitalität. Offizielle Linie war, daß es genügte, mißliebige politische Einflüsse auszuschalten. Jeder Offizier unterschrieb einen Revers, keiner geheimen Verbindung anzugehören, auch war ihnen im aktiven Dienst das aktive wie das passive Wahlrecht verwehrt. Die Bekämpfung parteilichen Engagements in den Nationalitätenfragen ging bis ins Detail. So wurde beispielsweise vor dem Hintergrund der Badenikrise ein Kadettenschüler für die Verwendung des Radfahrergrußes „Heil“, der – nach Meinung des Betroffenen fälschlich – als Indiz deutsch-nationaler Gesinnung gedeutet wurde, mit einer negativen Betragensnote bestraft.¹⁸⁴ Eben in dieser Zeit, dem Ende des 19. Jahrhunderts, kam es wiederholt zur Konfrontation von Berufsoffizieren und deutsch-nationalen Studenten, die in Duelle mündete. Zeynek geriet mit einem prominenten tschechischen Reichsratsabgeordneten aneinander und versuchte vergeblich, Satisfaktion zu erhalten.¹⁸⁵ In diesen Auseinandersetzungen und bei den Assistenzeinsätzen, aber auch im Hinblick auf die ablehnende Haltung lokaler Eliten gegenüber dem Militär in einigen Gebieten der Monarchie erlebten sich die Offiziere in erster Linie als Opfer von Feindseligkeit gegen Dynastie und Armee insgesamt, der außer Standesehre und Korpsgeist nicht viel entgegengesetzt werden konnte. Ressentiments und Sympathien zwischen den Völkern der Monarchie ließen sich zwar auch innerhalb der Militärelite nicht ganz ausschalten, aber die Sprengkraft dieser politi-

¹⁸² Schubert, „Erinnerungen“, B/833:2, fol. 53. Zur besseren finanziellen Ausstattung der Honvéds unter den Kriegsschülern: Vogt, „Erinnerungen“, B/1565:7, 2. Abschnitt, fol. 39.

¹⁸³ Albert von Bartha, „Der österreich[isch]-ungarische Generalstab“, 1949/51, Ms., Kopien, B/1286, S. 202 (Bardolff); Glaise, General, S. 257f. (Kerchnawe); Wiktorin, „Soldat“, B/1191:1, fol. 21 (Kerchnawe).

¹⁸⁴ Ruzicka, Jugenderinnerungen, S. 28f.

¹⁸⁵ Zeynek, „Leben“, B/151:2, fol. 30f.

schen Emotionen im Offizierskorps blieb gering. Zu- und Abneigung entwickelte sich hier vielmehr im Zusammenhang mit dem Karrierestreben.

Die Absicht, die Generalstabslaufbahn einzuschlagen, brachten manche schon auf die Akademien mit, während andere erst durch die Öde des Dienstbetriebs im Truppenalltag, über das Vorbild von Kameraden oder die Ermunterung durch Protektoren dazu gedrängt wurden, nach einer großen Karriere zu streben.¹⁸⁶ Aus eigener, leidvoller Erfahrung empfahl Heinrich Ritter von Födransperg Ende des 19. Jahrhunderts, „*Kriegsschule*“ sei die Parole jedes jungen Offiziers¹⁸⁷, und eine große Zahl von ihnen versuchte tatsächlich, vor Überschreitung der Altersgrenze von 28 bzw. 30 Jahren in die Kadenschmiede des Generalstabs Aufnahme zu finden. In der Zeit vor der Wehrreform hatte Protektion noch eine wichtige Rolle bei der Aufnahme in die Kriegsschule spielen können,¹⁸⁸ und das Wohlwollen von Förderern in Führungskreisen war auch danach bedeutsam bei Beurteilungen und Versetzungen, aber in späteren Jahren wurde das Auswahlverfahren im meritokratischen Sinn gestaltet.¹⁸⁹ Truppendienstleistung und eine günstige Beurteilung durch die Vorgesetzten waren Bedingung für die Teilnahme an schriftlichen Vorprüfungen, die im April, in späteren Jahren bereits im Januar stattfanden. Geprüft wurden neben einzelnen Bereichen des Allgemeinwissens auch militärische Fächer.¹⁹⁰ Wer bestand, durfte im September zur Hauptprüfung nach Wien. Hier wurden schriftlich und mündlich vor allem militärische Fächer abgefragt.¹⁹¹ Die Durchfallquote war beträchtlich: von den rund 300 Kandidaten für die Vorprüfung im Jahr 1896 wurden zwei Drittel zur Hauptprüfung zugelassen, von denen 94 in die Kriegsschule aufgenommen wurden. Acht Offiziere wurden von der Honvéd entsandt, während sich die vier Landwehr-Offiziere im normalen Auswahlverfahren zusammen mit den 90 anderen durchgesetzt hatten.¹⁹²

Schon für die Aufnahmeprüfung mußten sich die Bewerber intensiv vorbereiten,¹⁹³ und auf diejenigen, die Erfolg hatten, kamen nun zwei Jahre, ab 1908 drei Jahre harter

¹⁸⁶ Hirsch, „Leben“, B/1003:25, fol. 192f.; Lehár, „Lehár Geschichten“, B/600:1/II, fol. 35f.; Schubert, „Erinnerungen“, B/833:2, fol. 16; Streeruwitz, Erinnerungen, S. 200; Stürgkh, Erinnerungen, S. 69; Urbański, „Tornisterkind“, B/58:4b; Wiktorin, „Soldat“, B/1191:1, fol. 19.

¹⁸⁷ Födransperg, 40 Jahre I, S. 215. Zur KS zusammenfassend: Poten, Geschichte, S. 405–410.

¹⁸⁸ Födransperg, 40 Jahre I, S. 212.

¹⁸⁹ Bartha, „Generalstab“, B/1286, fol. 31f.; Schubert, „Erinnerungen“, B/833:2, fol. 55f.; Vogt, „Autobiographie“, B/1565:7, 1. Abschnitt, fol. 104–107, 2. Abschnitt, fol. 1–5; Zeynek, „Erinnerungen“, B/151:2, fol. 21.

¹⁹⁰ Treytl, Entwurf, S. 80–84; Ernst Klepsch-Kloth, Fünfundachtzig Jahre Kriegsschule, in: MWM 69 (1938), S. 85–96.

¹⁹¹ Genetische Skizzen der Gegenstände, aus welchen Kriegsschul-Aspiranten die Aufnahmeprüfung abzulegen haben. Hg. v. k.u.k. Reichs-Kriegs-Ministerium, Wien 1900, S. 3–15: Vorprüfung aus Geographie, Elementar-Mathematik, Waffenlehre, Pionierdienst, Terrainlehre und -darstellung, Befestigung und Festungskrieg, höhere Mathematik, Mechanik und Physik, Artillerie-Unterricht; Hauptprüfung mit Klausur (in der Art eines Besinnungsaufsatzes), Französisch, Geschichte (allgemeine Geschichte und Kriegsgeschichte), Heerwesen, Exerzier-Reglements mit schriftlich zu lösender taktischer Aufgabe, Terrainzeichnen. Vgl. auch: Übersicht und Umfang der Gegenstände, aus welchen die Aufnahmeprüfung für die Kriegsschule abzulegen ist. Hg. v. k.u.k. Reichskriegsministerium, Wien 1907, S. 5–21.

¹⁹² Gustav von Hubka, Der Jahrgang 1896/98 der k.u.k. Kriegsschule in Wien, Wien 1947, gedrucktes Ms., S. 4.

¹⁹³ Urbański, „Tornisterkind“, B/58:4b, fol. 39–41; Hirsch, „Leben“, B/1003:25, fol. 168, 183–189.

„Galeerenarbeit“¹⁹⁴ zu. Dabei war der gebotene Unterricht oft durchaus nicht so interessant wie im Fall Gründorfs, der in Strategie und Kriegsgeschichte von Kuhn unterrichtet wurde, einem der profiliertesten Offiziere der Armee.¹⁹⁵ Bis 1870 beschränkte sich beispielsweise der Unterricht über Heerwesen „auf die Vorlesung der Normalverordnungsblätter“¹⁹⁶, und neben fachlichen Koryphäen und didaktischen Talenten fanden sich unter den Lehrkräften auch solche, die eher durch Arroganz und Dogmatismus,¹⁹⁷ durch Ungerechtigkeiten und Marotten im Gedächtnis der Schüler blieben. Streeruwitz erinnerte sich beispielsweise, sein Lehrer für Heeresorganisation habe stets „die Minderwertigkeit italienischer Kriegsrüstung wegen Pferdemangels dieses Landes“¹⁹⁸ betont. Verlangt wurde von den Kriegsschülern vor allem unermüdliches Lernen. Die Gesamtzahl der wöchentlichen Unterrichts- und Übungsstunden lag Ende des 19. Jahrhunderts bei durchschnittlich über 41 Stunden, wobei im Sommer Mappierungs- und taktische Übungen im Freien breiten Raum im Wochenplan einnahmen. Unter den theoretischen Fächern waren Taktik und operativer Generalstabsdienst diejenigen mit der höchsten Stundenzahl.¹⁹⁹ Da zudem selbständiges Lernen verlangt war zur Vertiefung des vorgetragenen Stoffes, vor allem aber zur Vorbereitung applikatorischer Besprechungen und zur Bearbeitung schriftlicher Aufgaben, kamen die Kriegsschüler auf ein enormes Arbeitspensum.²⁰⁰ Der Kontrast zur Leutnantszeit wurde oftmals deutlich empfunden, ebenso wie die Merkwürdigkeit der Tatsache, daß fast Dreißigjährige nochmals die Schulbank drückten. Die Reaktion war zum Teil auch ein entsprechend schülerhaftes Verhalten, unter Einschluß von „Streichen“.²⁰¹ Ein engerer Kontakt zwischen den Frequentanten entwickelte sich dennoch im Unterschied zu den Militärschulen und -akademien nur in Einzelfällen. Darüber, ob Strebertum eine wichtige Rolle gespielt habe, waren sich die früheren Kriegsschüler nicht einig.

Csicserics betonte, daß in seinem Kriegsschuljahrgang 1887/89 von Strebertum noch nichts zu spüren gewesen und erst danach mit der Zulassung von Genie- und Artillerieoffizieren der Konkurrenzdruck sehr gesteigert worden sei.²⁰² Ob der Fall Hofrichter, der Griff zu kriminellen Mitteln im Konkurrenzkampf, nur als Versagen eines Individuums oder eines Systems betrachtet werden sollte, darüber gingen im

¹⁹⁴ Glaise, General, S. 171.

¹⁹⁵ Gründorf, Memoiren, S. 99.

¹⁹⁶ Carl v[on] Lang, Ursachen der Mißerfolge der österreichischen Armee in den Feldzügen 1859 und 1866 (in Böhmen), Wien 1912, S. 9.

¹⁹⁷ So wurde der Taktik-Lehrer Major Rudel von zwei seiner Schüler sehr kritisch beurteilt: Glaise, General, S. 171 f.; Hirsch, „Leben“, B/1003:25, fol. 195 f.

¹⁹⁸ Streeruwitz, Erinnerungen, S. 227.

¹⁹⁹ Hubka, Jahrgang 1896/98, S. 7. Vgl.: B/1003:12 (Tages- u. Stundeneinteilung für das Wintersemester 1907/08 und das Sommersemester 1908).

²⁰⁰ Zur Kriegsschule ab den 1880er Jahren: Csicserics, „Lebenserinnerungen“, B/198:1, fol. 327–350; Glaise, General I, S. 171–206; Hirsch, „Leben“, B/1003:25, fol. 193–234; Lustig-Prean, „Lebenserinnerungen“, B75:1, fol. 10 f.; Schubert, „Erinnerungen“, B/833:2, fol. 58–60; Urbański, „Tornisterkind“, B/58:4b, fol. 21 f., 42 f., 49 f.; Vogt, „Autobiographie“, B/1565:7, 2. Abschnitt, fol. 6–40; Zeynek, „Leben“, B/151:2, fol. 21–23. Zur Kriegsschule in den 1870er Jahren: Auffenberg, Höhe und Niedergang, S. 39–42. Zum höheren Artilleriekurs in den 1880er Jahren: Zanantoni, „Erinnerungen“, B/6:1, fol. 40–44.

²⁰¹ Glaise, General, S. 189 f.; Schubert, „Erinnerungen“, B/833:2, fol. 58.

²⁰² Csicserics, „Lebenserinnerungen“, B/198:1, fol. 340 f.

Rückblick die Meinungen auseinander. Während Streeruwitz und Zeynek die Generalstabsausbildung der Monarchie in Schutz nahmen,²⁰³ hielten sich andere nicht mit Kritik zurück. Nach Ansicht Hirschs, der die Kriegsschule 1907 bis 1910 besucht hatte, waren die Leistungskontrollen viel zu häufig und dazu oft auch noch auf das Nachbeten vorgegebener Ansichten und Lösungen ausgerichtet.²⁰⁴ Strebertum sei dadurch begünstigt worden und zugleich intellektuelle Oberflächlichkeit. „Damit begann die Erziehung zum sogenannten ‚Wolkenschieben‘ oder ‚Traumdeuten‘. Man merkte sich nur Prinzipielles und lernte dazu ein paar Schlagworte, mit denen man jonglieren konnte.“²⁰⁵ Wiesinger, der Hofrichter, das abschreckende Beispiel für fehlgeleiteten Ehrgeiz, persönlich kannte, urteilte über den enormen Lern- und Prüfungsdruck auf der Kriegsschule: „Es wurde ein überarbeitetes, vielfach nervöses Korps junger Männer großgezüchtet, das außerordentlich fleißig, arbeitswillig war, keine Zeit, keine Grenze in der Beanspruchung kannte und dann vielfach auch von den Untergebenen Übermäßiges verlangte.“²⁰⁶

Hans Mailáth-Pokorny, ein Absolvent der Artilleriekadettenschule, geißelte das System der Rekrutierung des Generalstabsnachwuchses in besonders scharfen Worten. Die Kriegsschule – die Mailáth-Pokorny nicht besucht hatte – sah er als Brutstätte einer charakterlich deformierten Elite an. „Marionetten wurden gezüchtet, die jeweilig genau wußten, was zu denken vorgeschrieben war. Daß es offiziell immer hieß, man lege auf freie Meinung Gewicht, das war eine Farce und wurde durch die Tatsachen laufend widerlegt. Wie hätte man erwarten können, daß solche Automaten, unvermittelt vor eine schwere Entscheidung gestellt, befähigt erscheinen würden, selbständig zu handeln. Das war von diesen Puppenfiguren zu viel verlangt.“²⁰⁷ Neben der gefährlichen Neigung zum Denken in Schablonen habe die Abhängigkeit der Kriegsschüler von ihren Lehrern und Vorgesetzten einem „kaum zu überbietenden Byzantinismus“ Tür und Tor geöffnet. „Darin lag System. Jeder Angehörige dieses Ordens hütete sich, auch nur die geringste Kritik zu üben, die verleumderisch hätte mißbraucht werden können. Sogar im Weihrauchschwenken mußte man sich überbieten, um nicht den Wind aus den Segeln zu verlieren. Nur so war es möglich, daß ein Generalstabsoberst Redl jahrelang Verrat üben konnte, ohne daß es jemand gewagt hätte, auf seinen merkwürdigen Aufwand und seinen abnormalen Lebenswandel hinzuweisen.“²⁰⁸ Hier sprach sich die Frustration, wohl auch der Neid eines Außenseiters aus, der dem „Orden“ nicht angehörte und der, angesichts der Erfahrungen des Ersten Weltkrieges, aufgebracht war über die Verehrung, die „Neustädter“ und Generalstäbler noch in den 1960er Jahren Conrad und der Armeeführung unisono entgegenbrachten.²⁰⁹

²⁰³ Streeruwitz, *Erinnerungen*, S. 222–225; Zeynek, „Leben“, B/151:2, fol. 23 f.

²⁰⁴ Hirsch, „Leben“, B/1003:25, fol. 195–199, 222–226.

²⁰⁵ Ebd. fol. 200. Vgl. aber auch: Glaise, *General*, S. 188 f.

²⁰⁶ Wiesinger, *Erinnerungen*, B/77:24, fol. 17. Zu Hofrichter: Ebd. fol. 32. Zu den Differenzen zwischen Wiesinger und Hofrichter bereits Ende 1907: MGA Hofrichter K. 4 (Mjr Richard Fleck von Falkhausen an Militärstationskommando Mostar, 18. 12. 1909).

²⁰⁷ Hans Mailáth-Pokorny, „Der k.u.k. Generalstab. Erinnerungen und Betrachtungen“, 1965, Ms., B/700:12, fol. 4.

²⁰⁸ Ebd. fol. 5.

²⁰⁹ Ebd. fol. 1.